Limarå
Hèymdai

Kalte Gischt

Tag 1

2044

20∞Tage∞Serie

Fiction Fantasy Crossgen

Die moderne Welt nach dem Zusammenbruch

Neue Ordnung – alte Probleme

Massive Abschottung, gechippte Bevölkerung, strikte Überwachung, staatliche Propaganda. Eine Geschichte über Menschen und andere Erdenwesen, die mit den Konsequenzen unserer heutigen Ignoranz leben müssen.

TAG 1

Auftakt zu einer fortlaufenden Geschichte über 20 Tage

Wir lieben Bäume!

deshalb ... ... im Innenteil

FÜR GAIA
IQUA HÅDJA

Limarå Hèymdai

Tag 1

Kalte Gischt Kapitel

Geheimlehre
Erdenhüter
Löwenhöhle
Multiversum
Spritze
Lustschloss
Ketten
Gargoyle
DNA
Kratzbürste
Hosentaschenreaktor
Noni
Jakuza
Pakt
Maracuja
Silberfäden
Opalaugen
Traumata
Knoten
Hammerschläge

Hinweise zum Lesen der Geschichte

Ich-Erzählerinnen Perspektive von
Mizuee Chésuma Jeny'k Chaçuzi

Ich-Erzähler Perspektive von
Jack Marcus McGaller

Dick gedruckte Begriffe werden im Glossar erklärt.

Dieses Buch - Tag 1 Kalte Gischt - umfasst den ersten Teil der fortlaufenden 20-tägigen Geschichte. Genaue Erscheinungsdaten der Fortsetzungen bitte beim Verlag erfragen. Die Erzählung variiert in ihren Perspektiven, wir empfehlen daher, sie in Ruhe und mit Aufmerksamkeit zu lesen.

Basierend auf dem ureigenen Weltverständnis und der Leidenschaft für Sprache und Logik haben die Autorin und das Verlagsteam an manchen Stellen des Textes keine Übereinstimmung mit der geltenden deutschen Rechtschreibung.
Dies ist Absicht und voll der Liebe entschieden worden.

Wir wünschen inspirierende Unterhaltung!

Seht,
wir schickten euch
eine Tochter.
Wir schickten
ein Kind der Sterne,
Auf den Flügeln des Lichts,
durch die Gezeiten,
über die Planken der Ewigkeit.

Wir trotzten der Angst,
wissend,
Wissend, ihr werdet
sie nicht erkennen,
Wissend um die Dunkelheit
nahe ihrem Strahlenkranz.
Dennoch geht sie,
euch zu wecken,
Geht den unverstand'nen Weg.

Ach seht!
Seht diese unsere Tochter!
Ins Neue geboren,
Aus dem Stamm
des Alten gewachsen.
Geh Kind,
leuchte!

Siebter Vers der Prophezeiung von Khýsíría

Tuga lat'Båra

Kalte Gischt

Geheimlehre

Das warme Sonnenlicht glitt über das mattpolierte Chrom meiner Waffe. Ich hob das Scharfschützengewehr langsam an und blickte durch das Visier zur gegenüberliegenden Seite des Huangpu Jiang.

Es war der vierte September des Jahres 2044, und trotz der Spätsommerhitze war ich vollkommen präsent.

Routiniert kniete ich mich hinter der flachen Mauer nieder und schob das Gewehr an meiner Schulter zurecht, während ich eine stabile und zugleich entspannte Position suchte.

Dann sondierte ich die Uferterrasse des *Crystal Square Hotels* auf der anderen Seite des braunen Flusses. Der Wind kräuselte die Wasseroberfläche und spielte mit den Wimpeln der weißen Zelte, unter denen sich die Gäste versammelt hatten.

Das Gala-Diner auf der begrünten Flussterrasse hatte um vierzehn Uhr dreißig begonnen. Es markierte gewissermaßen den inoffiziellen Teil einer dieser unsäglichen Konferenzen zum Wohle der Welt, bei denen nichts als Sonntagsreden herumkamen und die obendrein immense Kosten verursachten – und auch diese Zusammenkunft würde nicht anders verlaufen. Damit passte sie perfekt in die große Lüge der modernen Welt. Die wirklich wichtigen Dinge und dazu eine Reihe zweifelhafter Geschäfte wurden bei Champagner und Kaviar-Kanapees besprochen … und anschließend hielt man abermals rhetorisch ausgetüftelte Reden über die Notwendigkeit von Frieden und Gerechtigkeit, während der elitäre Mob höflich applaudierte – insgeheim gelangweilt von der x-ten leere Wiederholung eines Themas, das den meisten in Wahrheit egal war.

Mich überkam der garstige Gedanke, dass blutig spritzende Hirnmasse einen interessanten Programmpunkt darstellen könnte.

Ich verabscheute diese Leute und ihre Konferenzen, bei denen pedantisch um die Tatsachen und Lösungen herumgeredet wurde. Die wenigsten der dort Anwesenden waren wirklich bereit, die Zustände zu hinterfragen, die außerhalb der *Global Civilized Association*, der **GCA**, an der Tagesordnung waren; aber solange man sich auf derartigen Konferenzen gegenseitig beteuern konnte, dass man sich sorgt und nach Lösungen sucht … wieso sollte man dann nicht scheinheilig mitfabulieren und sich stattdessen Gedanken um unangenehme Wahrheiten machen?

Falls diese Menschen es wussten, dann schwiegen sie. Und sie verdrängten, was ein menschliches Herz und der Verstand kaum fassen konnten. Doch eine kleine Gruppe wusste es nicht nur, nein, sie schlug hemmungslos Kapital aus dem Elend der Leidenden außerhalb der GCA – dem Teil der Welt, den besonders böse Zungen **TFR** nannten – *the fuckin' rest*.

Einer von ihnen war Chester Max Donnal. Sein Kopf bewegte sich langsam im Zentrum meiner Visierlinien. Davon zumindest ahnte dort unten niemand etwas, und bestimmt gab es gutes Essen – im Augenblick noch ohne Gehirnbeilage.

Nüchtern betrachtet waren derart korrupte und kriminelle Zustände nichts Neues, es wurde nur mehr darüber geschwiegen und getäuscht als in den Jahrzehnten zuvor. Ich hatte keine Ahnung, weshalb, aber die Menschheit hatte sich im Verlauf ihrer kulturellen, sozialen und ökonomischen Entwicklung der vergangenen Jahrtausende an den garstigen Punkt kompletter emotionaler und sozialer Ignoranz manövriert.

Mochte ja sein, dass das Leben in der wirtschaftlich abgeschotteten und gut geschützten GCA bequem war, doch ich persönlich hatte beschlossen, den Zustand unserer Welt nicht länger hinzunehmen.

Für einige Momente beobachtete ich Max Donnal durch das Visier des Halbautomatikgewehrs; sah ihn lachen; sah ihn am Champagner nippen; blickte in einen Ausschnitt dieser scheinbar intakten Welt mit ihren angeblichen Helden und Wohltätern. Nahezu alle dort auf der Terrasse waren auf unangenehme Art überzeugt von der Richtigkeit ihres Handelns.

Beim Zuschauen zog sich mein Magen zusammen, denn ich konnte mich des Grolls kaum erwehren, der mich beim Anblick dieser selbstverständlichen Heuchelei packte.

Du verfluchter Mörder! Denkst du jemals an die Kinder? Weißt du von ihren Schicksalen? Nein! Dafür ist keine Zeit, nicht wahr? Und der Champagner schmeckt so gut … Gleich werden sich die Bläschen darin rot färben. Glaub ja nicht, deine schwarzgekleideten Sonnenbrillenträger könnten dich vor der Strafe schützen, die dir von der bestechlichen, selbstgerechten GCA-Regierung nicht auferlegt wird! Du mieses …

Bei meinem Leben! Ich musste mich beruhigen! Ich war zu emotional bei diesem Auftrag. Menschen ökonomisch auszunutzen und in ihrer Würde zu übergehen war eine Sache, aber Kinder in lebensgefährliche Zwangsarbeit zu drängen …!

Ich fuhr die emotionalen Filter für meinen Geist hoch und atmete mit geschlossenen Augen mehrere Male tief durch. Die Sonne brannte auf meinen Schultern. Und nicht nur auf dem mattglänzenden Material brachen sich ihre Strahlen – auch auf dem Huangpu zu Füßen des *Shanghai Convention Center*, auf dessen Dach ich mich befand und mein Opfer beobachtete, glitzerten Tausende funkelnder Edelsteine. Nicht einmal der Wind, der unten mit den Wellen spielte, vermochte die Hitze zu mildern. Langsam begann ich, in meinem dunkelblauen Overall zu schwitzen.

Ich fixierte Chester Max Donnals Schläfe im Visier.

Der Laser war ausgeschaltet.

Unglaublich, wie nachlässig manche Scharfschützen bei diesen Details immer wieder sein konnten. War man nicht imstande, ohne Laser zu treffen, sollte man sich lieber eine andere Beschäftigung suchen.

Behutsam drückte ich das Gewehr fester an meine Wange. Der Wind flaute ab, was für einen Schuss über eine solche Distanz entscheidend ist. Bei allem, was mir heilig war: Ich hatte nur diesen einen Schuss! Die **Coregroup** und ich sollten ihn nicht umsonst derart lange vorbereitet haben.

Ob Chester Max Donnal hin und wieder an den Brief dachte, den er gestern vor einem Jahr von uns erhalten hatte? Vermutlich nicht, dazu war er viel zu gelassen; stand da und unterhielt sich mit dem

indischen Botschafter, als sei er einer der größten Wohltäter der Welt.

Ich sollte den Auftrag zügig beenden, ehe ich mir noch einen Sonnenstich einfing. Mit geschlossenen Augen sammelte ich meine Präsenz, ordnete alle Sinne, jeden einzelnen Gedanken auf den perfekt frisierten braunen Haarschopf gerichtet.

Zielendes Auge öffnen, kein Lidschlag, ruhiger Atem.

Mein Finger lag mit leichter Spannung am Abzug; niemand anderes durfte verletzt werden. Max Donnals Hinterkopf war nun exakt im Schnittpunkt der beiden Visierlinien.

Ein Schuss. Er schnitt durch die Luft wie die Federspitze eines Adlerflügels.

Er zerfetzte den seitlich sitzenden Schirm *meines* Basecaps und schlug splitternd neben mir ein!

Mit einem Satz rückwärts sprang ich auf und ließ meinen Sucher blitzschnell um hundertachtzig Grad herumfahren.

Verdammt, wo war der hergekommen?

Erneute Drehung.

Leicht panisch suchte ich nach einem Anzeichen jenseits des Flusses.

Da hörte ich ein hartes Geräusch hinter mir.

»Waffe runter! Hände hinter den Kopf!«, brüllte ein Mann aus erschütternd kurzer Entfernung. Er musste von oben gekommen sein. Doch wie? Etwa mit einem Fallschirm? Verfluchter Mist!

Ich ließ das Gewehr auf den flachen Sims sinken, das letzte kurze Stück fiel es. Für einen Moment schien die Welt stillzustehen. Ich konnte mein Herz in meinem Kopf schlagen fühlen.

»Jetzt langsam umdrehen!«, forderte der Unbekannte mit eiskalter Stimme. Es klang nach SWAT-Einsatz.

Ich nahm es als eine Übung in Gehorsam und blickte Sekunden später in den Lauf eines elektronischen Gewehrs und dann in zwei hellblaue Augen hinter den Gläsern einer entspiegelten Spezialbrille. Der Mann stand etwa sechs Meter entfernt.

Niemand von den Menschen unten auf der Straße, in den Büros oder in den Wohnungen ahnte, was sich in diesen Sekunden hier oben abspielte. Aber wenn sie es wüssten, wenn dies nun ein guter Film wäre: Wäre ich darin die Heldin oder die Schurkin?

Eher wohl Letzteres, denn leider hieß der Produzent des gegenwärtigen Films WWT, *World Wide Television*, und in der Version der dort vereinten Medienkanäle war ich der absolute Feind, das schlimmste Terrorübel überhaupt, das gewissenloseste Monster seit Putin und Bin Laden! Ich war der blutrünstige Terrorskandal in allen Zeitungen. In den Gazetten hatte man mir den eindrucksvollen Namen *Phantomiac* gegeben – weil meinen wahren Namen bislang niemand kannte: Mizuee Chésuma Jeny'k Chaçuzi. Doch auch nur mit Pseudonym und bislang ohne ein Gesicht war das Analysieren meines Handelns die quotentreibende Attraktion in den allabendlichen Nachrichten, ein Schrecken nie gekannten Ausmaßes, von dem die GCA-Schäfchen alle paar Wochen hörten, wenn die Presse genug Informationen zu einem Anschlag zusammenbekam.

Die *Global Civilized Association* hatte ihre durchnummerierten Bürger gut im Griff, und deshalb war *Phantomiac* auch der grausame Dorn in der Realität dieses Jahrzehnts, an dem sich die Geister schieden. Die einen ließ es kalt oder bewegte sie nur soweit, dass sie sich in ihrer Mittagspause bei *Starbucks* kurz darüber austauschten, was ich doch für ein skrupelloser, durchgedrehter Unmensch sei und dass es ein neues Bekennervideo auf *NewTube* gebe. Wie vieles andere war auch das ein dreistes Gerücht, denn ich sah keinen Grund, mich via Video zu dem, was ich tat, zu bekennen. Ein solches Vorgehen wäre hinderlich und etwas für Leute mit einem krankhaften Aufmerksamkeitsdefizit oder einer verlogenen politischen Agenda.

Die weniger abgebrühte Hälfte der GCA-Bevölkerung lebte seit Monaten in einem Zustand anhaltender Panik und Unsicherheit. Es hatte sogar schon Verfassungsklagen gegeben, denn einige besonders Rechtschaffene empfanden es als unabdingbar wichtig, die Führungselite juristisch darauf hinzuweisen, dass sie seit mittlerweile über einem halben Jahr vollständig versagte. Der Deal in der GCA lautete immerhin *Schutz gegen Kontrolle*, doch momentan war es mit dem Schutz nicht mehr weit her – zumindest nicht für jene, die auf meiner Liste standen.

Bis auf ein Mal war mir bislang niemand auch nur ansatzweise in die Quere gekommen. Anscheinend war der Superstaat in dieser Hinsicht schlicht unfähig.

Nun, ich war es nicht … bis gerade eben zumindest! Und auch dieser Misere würde ich entschlüpfen, denn ich war immerhin hervorragend ausgebildet und bekam ausgezeichnete strategische Unterstützung von der *Coregroup*.

Die Beweggründe für mein Handeln hatte die Presse trotz meines netten, wenn auch anonymen Briefes ignoriert oder verfälscht, bevor sie der gechipten Masse eingeflößt worden waren.

Ein Hoch auf die Pressefreiheit! Halleluja!

Ein einziges Mal, zu Beginn meines Feldzuges hatte ich in einem Brief erklärt, worum es der *Coregroup* und mir ging. Aber bei denen, die es hätte interessieren müssen, war nichts auch nur annähernd korrekt angekommen, da der Brief von *InterNews*, der monopolistischen Presseagentur der GCA, verdreht und inhaltlich zerfleddert worden war. Daher hegten viele Menschen, geistig vorperforiert durch den unterdessen Jahrzehnte andauernden sogenannten Krieg gegen den Terror, eine permanente, jedoch unbegründete Angst, es könnte *sie* treffen. Nur für Menschen, die verstanden, also für die Eingeweihten in den Regierungskreisen, war ich weit mehr als eine geisteskranke, religiös motivierte Attentäterin. Sie kannten die Fakten, welche dem Rest der Bevölkerung in der GCA vorenthalten wurden. Sie kannten ihren Gegner. Und sie hatten Angst. So viel Angst, dass ich mich nun tatsächlich einem Mann der *International Security Agency* gegenübersah, wie ich bei einem prüfenden Blick auf einen Aufnäher an seinem Ärmel feststellte.

Der Agent hatte *keinen* Fallschirm. Erst ein kurzer Blick nach oben gab mir Aufschluss über das Wie – er hatte sich von einem aerodynamischen Phantom-Gleiter abgeseilt, in dem bestimmt noch weitere Einsatzkräfte saßen. Sie holten soeben die Abseilleine ein. Diese Scheißdinger waren derart leise, dass ich es tatsächlich nicht gehört hatte. Der soeben auffrischende Wind wirbelte den staubigen Dreck des Flachdaches auf und verstrubbelte die losen Strähnen, die unter meinem Cap hervorlugten, doch der Gleiter über uns schwebte lautlos und bewegungslos in der Luft wie ein stählerner Rochen.

Angenehme Aufregung entflammte in meinem Magen. Ich musste handeln.

Einen Schritt hinter mir ging es fünfzig Meter in die Tiefe, wenige Meter vor mir stand ein vermummter Typ, der mir – nach dem

Ausdruck seiner Haltung zu urteilen – bei der kleinsten Bewegung meinen Schädel wegschießen und die darin befindlichen Weichteile über die Innenstadt Shanghais verteilen würde.

Die Sonne brannte immer noch erbarmungslos auf mich und die Stadt herunter.

Der Schatten eines zweiten Agenten, der sich abseilte, fiel auf den Betonboden. Im Treppenhaus zu meiner Rechten hörte ich die Bodenverstärkung lärmen. Die Tür flog auf, und ich … fiel, sprang, floh – so genau konnte ich es in dem Moment nicht sagen – halb rücklings über den Rand des Flachdachs. Es war eine überaus spontane Entscheidung und ich hatte unglaubliches Glück, denn die nur einen Sekundenbruchteil später abgefeuerte Kugel des ISA-Marines verfehlte mich nur um Haaresbreite. Der rasende Sturz kühlte mein überhitztes Gesicht ab, und der Luftwiderstand drückte schmerzhaft gegen meinen Körper. Hätte ich doch auf meinen Instinkt gehört und heute morgen den kleinen Paragleitschirm mitgenommen! War es doch das erste gewesen, was meine Lehrer mir eingebläut hatten – der Intuition zu trauen, mochten ihre Anweisungen auch noch so irrsinnig und unverständlich erscheinen.

Ach Mizuee! Du bist hier in Shanghai, da sollte man das Haus grundsätzlich nicht ohne Fluggerät oder Fallschirm verlassen, auch wenn man sich nur ein paar gebratene Nudeln holen will. Shanghai ist eine Hochhausstadt.

Die gläserne Front des *Convention Center* raste an mir vorbei; unter mir spannte sich die breite Wasserfront. Eine halbe Sekunde während des Sturzes ärgerte ich mich über mich selbst, dann musste ich mich auf meine aktuelle Lage konzentrieren.

Tief einatmen. Direkt unter mir die Decke aus Diamanten. Ich raste im perfekten Winkel darauf zu, und mit gut durchgestreckter Haltung würde ich nicht auf ihrer Oberfläche zerschellen.

Aufprall. Schmerzen. Bremsbewegung.

Dann heftiges Luftgestöber und die unbeschreiblich erfrischende Kälte der tieferen Wasserschichten, in die ich mit rasender Geschwindigkeit eintauchte und die meinen Sturz rasch bremsten. Schnell befiel mich unangenehme Atemnot, und ein brennender Schmerz breitete sich in meinem Brustbein aus, das vermutlich ziemlich gestaucht worden war. Doch es blieb mir keine Zeit, länger

als nötig unter Wasser zu bleiben und darüber nachzusinnen, was mir alles wehtat und wie irrsinnig Fünfzig-Meter-Sprünge sind, auch wenn sie in einem Fluss enden. Mit dem letzten bisschen Luft und dem Willen zu überleben schwamm ich eilig an die Oberfläche und rang nach Atem.

Das Ufer war nicht weit.

»Wie bitte? Gesprungen?!« Heftiges Kopfschütteln. »Diese Frau raubt mir noch den letzten Nerv! Wissen Sie, ob sie am Leben ist?« Unwirsches Nicken. »Ja! Wir sind in zwei Minuten am Fluss. Schicken Sie sofort die anderen Einheiten herüber!«

Chiefdetective Jack Marcus McGaller, Captain der Abteilung für Terrorismusabwehr, Spezialbereich Politische Attentate in der *International Security Agency*, war als Einsatzleiter seit rund sechs Monaten mit dem Fall *Phantomiac* beschäftigt.

Dichtes kaffeebraunes Haar, dunkle Augen, groß, athletisch, durchtrainiert und heute ausnahmsweise unrasiert, was nicht so recht zu seinem akkuraten schwarzen Anzug passen wollte. Doch trotz gewisser äußerer Unstimmigkeiten war Jack McGaller einer der wichtigsten Männer dieser Sondereinheit der ISA; und er fragte sich in diesem Moment, wie eine junge Frau nur derart abgebrüht sein konnte. Sekunden später saßen er und sein Kollege im schwarzen Mercedes ZLR, und McGaller startete den einhundertneunzig kW starken Motor, dessen integrierter Soundgenerator sodann im Rückwärtsgang aufheulte, als hätte sein letztes Stündlein geschlagen, obwohl weit und breit kein Fußgänger war, der dieser akustischen Sicherheitsmaßnahme bedurft hätte. Der Wagen war auf *lautstark* eingestellt, doch McGaller hatte momentan weit dringlichere Sorgen.

Fünfzig Meter! Er war entrüstet über derart viel Irrsinn und Mut zugleich. Nicht einmal von sich selbst hätte er etwas Derartiges erwartet, doch solcherlei Feststellungen halfen ihm im gegenwärtigen Moment natürlich nicht.

Er hatte *Phantomiac* bereits in Handschellen gesehen – und nun *das*! Sein Team musste die Attentäterin hier und heute dingfest machen – denn wer konnte wissen, ob seine Abteilung noch einmal einen derart guten Tipp bekommen würde.

Lorenzo Wàn Zhèng hatte der Angstschweiß förmlich auf der Stirn gestanden, obwohl sie sich in dem gut klimatisierten Dachgarten des Restaurants im Star Plaza getroffen hatten, wo es nicht einmal in den heißen Sommermonaten Anlass zum Schwitzen gab.

McGaller hatte Lorenzo um seiner Sicherheit willen seit diesem Treffen von einem externen Spezialteam beschatten lassen, um die Entwicklung unabhängig vom *Phantomiac*-Fall betrachten zu können.

Zu seinem Leidwesen war Lorenzo vor drei Tagen untergetaucht – was angesichts einer solchen Bedrohung nicht weiter verwunderlich war. Wenn der Yakuza strategisch vorging, standen seine Chancen gut, am Leben zu bleiben; doch selbst dann würde es McGaller nicht wundern, wenn seinem Informanten etwas zustieß; denn so gut, wie die Killerin organisiert war, war es im Grunde unmöglich, dass sie allein arbeitete. Der Anspannung nach zu urteilen, die Lorenzo während des zehnminütigen Gesprächs erfasst hatte, waren jene Leute – wer auch immer sich hinter dieser Serie von Attentaten verbarg – auch für einen Yakuza gefährlich. McGaller hatte keine Möglichkeit gesehen, Lorenzo genauer danach zu befragen; aber retrospektiv ließ die Tatsache, *dass* und *wie* der Gangster mit solchen Informationen dealte, nur den Schluss zu, dass er sich an *Phantomiac* rächen wollte.

Dazu, wer *Phantomiacs* Auftraggeber waren, hatte Lorenzo nichts sagen können oder wollen. Der kriminelle Untergrund schien, was die Killerin anging, selbst vor einem Rätsel zu stehen. Lorenzos Hinweis war gewissermaßen ein Lichtblick für die ISA, denn McGallers Abteilung besaß nur äußerst wenige Anhaltspunkte; sie konnte nur mutmaßen, dass es bei der Mordserie um mehr als um einen Bandenkrieg oder eine Mafiafehde ging. Und wenn es ganz schlimm kam, würde seine Abteilung darauf abzielen müssen, dass ihnen die illegale Liga unter die Arme griff, weil sie genau wie die ISA ein Interesse daran hatte, dass dieser Killerin das Handwerk gelegt wurde.

Heute musste sich das Blatt wenden!

McGaller hatte sich in aller Frühe geschworen, diesem kaltblütigen Morden ein Ende zu setzen … und er wollte nicht länger **Matak** sein, wenn er nicht imstande war, diesen Schwur einzulösen.

»Ich hoffe, sie lebt! Ich will noch ein Geständnis aus ihr herausprügeln«, knurrte er und warf einen schnellen Blick über die Schulter.

Eine mysteriöse Attentäterin und zusätzlich die Mafia waren eine explosive Mischung; dennoch würde McGaller nach dem Einsatz Lorenzo ausfindig machen müssen, denn sein Team hatte außer dem Yakuza keinen brauchbaren Zeugen.

Er stieß den Kontrollhebel des Getriebes unsanft auf D. Der Wagen machte einen Satz nach vorn, wie ein bockender Mustang, und schoss in die Lücke zwischen zwei vorbeifahrenden Autos.

Miese Automatikmühle! fluchte ich innerlich und riss das Lenkrad beim U-Turn unerhört heftig herum. Der Wagen trudelte, die Bremsen kreischten … und neben mir mein Kollege Peter Gunsh: »Verdammt, Mann, es gibt hier auch Gegenverkehr!«

Diese schnellen Hybrid-Automatikwagen waren zuweilen etwas unberechenbar. Wahrscheinlich hatte unsere Firma einen Deal mit der geheimen Entwicklungsabteilung von Daimler gemacht, und sie ließen uns die unausgereiften Prototypen fahren. Peters Protest glitt jedoch an mir ab, denn mich interessierte nur eines: Die Möglichkeit – sie brannte mir förmlich unter den Fingernägeln –, diese Killerin heute noch dingfest zu machen!

Seit letzter Woche hatte ich mein Denken und Handeln auf den Umstand einstellen müssen, dass es sich bei dem »Killerphantom«, wie die Zeitungen es postwendend tituliert hatten, um eine Frau handelte. Weibliche Hitmen dieses Kalibers waren sogar in der chinesischen Verbrecher-Hemisphäre ausgesprochen rar, und es machte die Angelegenheit ein Stück brisanter, als mir lieb war. Schlimm genug, dass sie vor einigen Monaten wie aus dem Nichts aufgetaucht und Attentat um Attentat strategisch und mit tödlichem Ausgang durchgezogen hatte, ohne dass es vorher auch nur einen einzigen Hinweis gegeben hatte. Es war zudem anzunehmen, dass sie sehr jung war, Lorenzo hatte dies zumindest angedeutet. Ein Umstand, der ihrer Professionalität hart entgegenstand und einen Berg an Fragen aufwarf, deren Beantwortung wenig Schönes oder

Beruhigendes offenbaren würde, denn *Phantomiac* war eine professionelle Killerin mit dem Gemüt eines Haifisches – und Haifische pflegen mit anderen Haifischen zu verkehren.

Ein Scheitern am heutigen Tage wäre unverzeihlich, denn es war die erste und womöglich vorerst letzte Gelegenheit für meine Abteilung, *Phantomiacs* grausames Katz-und-Maus-Spiel zu beenden.

Wenig später waren Peter und ich am Ufer angekommen, die Luftüberwachung hatte eine auffällige Bewegung flussabwärts gemeldet. Die Waffen schussbereit, eilten wir die grasbewachsene Böschung bis zu den dunkelgrauen Steinen hinab, an denen die Wellen des Flusses leckten.

Wir hatten zwar die strikte Anweisung, *Phantomiac* lebendig zu fassen, doch ein Schuss ins Knie hat noch niemanden umgebracht.

Meinen Atem beruhigend verweilte ich hinter einem der dicken Pfeiler, etwa drei Meter vom steinigen Ufer entfernt. Im Schatten unter dem Pier des *Convention Center*, an dem die Yachten der Geschäftsleute und Politiker anlegten, beobachtete ich, wie ein schwarzer Wagen über die nahe Uferpromenade herangerast kam. Er hielt in nächster Nähe, doch die beiden Männer in den schwarzen Anzügen, die herausgesprungen kamen, sahen mich nicht und eilten flussabwärts von mir weg.

Offenbar hatten sie es auf mein zerschossenes Käppi abgesehen, das mit der Strömung davontrieb. Die zwei Agenten waren überraschend schnell am Ufer aufgetaucht, und die Schlinge würde sich nun rapide zusammenziehen.

Die ISA war das letzte, was ich mir als Hindernis und Stolperstein gewünscht hatte, denn die Sicherheitsbehörde der GCA war global unangenehm gut organisiert.

In meiner Zusammenarbeit mit der *Coregroup* war die ISA seit jeher die größte Herausforderung gewesen, sowohl in Sachen Sicherheitssysteme, als auch bezüglich ihrer sehr ausgefeilten Einsatz- und Überwachungsmethoden. Das angeschlossene **GNO** und seine Hacker hatten die neue Welt fest im Griff, und die Agenten der Anti-Terror-Abteilung waren ziemlich auf Zack.

Die nächsten Atemzüge schienen die einzige Gelegenheit, um durch die Maschen ihrer zeitweiligen Unaufmerksamkeit schlüpfen zu können …

»Ich kann an dem Objekt nichts Auffälliges erkennen. Es ist nur ein Basecap. Was seht ihr noch von oben?«, erfragte Peter über Funk.

Er war nach etwa fünfzig Metern stehengeblieben und suchte den Fluss ab, in der Annahme, dass *Phantomiac* auf die andere Seite gelangen wollte.

»Das Wasser reflektiert stark. Wenn sie noch lebt, ist die günstigste Möglichkeit, herauszukommen, an dem Uferstreifen, wo ihr seid. Es sei denn, sie schwimmt ein großes Stück. Das würde ich unserer Wildkatze sogar zutrauen«, kam die Antwort der Helikoptereinheit.

»Schluss damit!«, fluchte ich nun meinerseits in das Headset.

Seitdem wir wussten, dass *Phantomiac* eine Frau ist, hatte in der Einheit ein unangenehmer, sexualisierter Slang um sich gegriffen. Dieses Verhalten meines Teams ging mir auf den Geist.

Die Maßstäbe meines Lebens waren andere! Ich hatte alle bisherigen Aufträge immer mit äußerstem Ehrgeiz erledigt, ich war zielstrebig und wollte diesem Gemetzel, das *Phantomiac* in den letzten Wochen und Monaten angerichtet hatte, unbedingt ein Ende setzen. Hastig suchte ich das Wasser nach einer ungewöhnlichen Bewegung ab, doch außer gleißendem Sonnenlicht konnte ich zwischen den kleinen Aussichtsdampfern und Touristenschaluppen nichts erkennen.

Das Team hatte sich in den Karrees um das *Crystal Square Hotel* verteilt, wo die Konferenz stattfand, weil wir keinen blassen Schimmer gehabt hatten, wie und von wo *Phantomiac* zuschlagen würde. Die Luftüberwachung hatte sie dann auf dem Dach des *Convention Center* entdeckt, und da wir wenigstens auf etwas Derartiges vorbereitet gewesen waren, hatte das Sonderkommando im „Rochen" – wie wir den nahezu lautlosen Gleiter nannten – schnell und effektiv handeln können. Allerdings hatte niemand damit gerechnet, dass sie tatsächlich einen Sprung vom Dach wagen würde.

Ich besann mich einen Moment, dann traf ich eine Entscheidung.

Die Distanz zwischen den Agenten und mir hatte sich auf etwa fünfzig Meter vergrößert.

Ich war im Schutz des Piers bis ans Ufer geschwommen, unter meinen Händen konnte ich die Steine der künstlichen Böschung fühlen. Ich hielt mich geduckt. Plötzlich blieben die Agenten stehen. Keine Zeit zu warten! Ich sprang nach vorne. Die faustdicken grauen Steine verursachten kaum Geräusche, und das daran anschließende Gras weiter oberhalb an der Uferböschung dämpfte meine schnellen Schritte. Aus den Augenwinkeln sah ich den größeren der beiden Agenten sich umdrehen.

»ISA! Stehenbleiben!«, brüllten beide wie aus einem Mund. Der Dunkelhaarige rief einen Befehl in das silbernen Headset, das er am Ohr trug. Er war es auch, der sodann seine Waffe auf mich richtete. Weitere Rufe der Agenten pfiffen schrill durch die Luft, als ich einen gestreckten Hechtsprung über die Mauer zum Uferboulevard machte, abrollte und quer über die Straße weitersprintete.

Ich hörte die beiden Kerle über die Steine rennen.

Meine Reaktionen folgten schlagartig. Autos an einer roten Ampel. Drängelnde Fußgänger. Trotz der Gefahr pulsierte das Leben durch meinen Körper. Ich hörte die Agenten brüllen. Schießen war hier unmöglich, es waren zu viele Menschen unterwegs. Niemand jedoch reagierte auf mich oder die beiden Fahnder, obwohl wir uns derart auffällig verhielten. Ganz so, als ginge es sie nichts an. Oder sie bemerkten es tatsächlich nicht. Wie erschreckend das doch war!

Ich jagte quer über eine dicht befahrene Kreuzung. Oben in der Straßenschlucht war der schwebende Rochen erschienen, doch auch das schien den anderen Passanten nicht aufzufallen.

Plötzlich donnerten zwei Schüsse durch die Luft. Ich machte einen Sprung über eine weiße Motorhaube, zeitgleich konnte ich die Hitze und Energie der vorbeisausenden Kugeln spüren. Knapp verfehlt! Das Cabrio kam quietschend zum Stehen, während sich Schreie in die Luft erhoben.

Aha, nun war die Matrix-Blase geplatzt. Stimmengewirr erklang schrill und panisch. Leute stoben durcheinander.

»Ey, Puppe, spinnst du?« Der junge Chinese hatte kaum Zeit, Luft zu holen.

»Namasté, raus da!«, keuchte ich, als ich ihn am Kragen packte und über die geschlossene Tür aus dem Auto zerrte. Ohne hinzusehen schleuderte ich den überrumpelten, nach billigem Parfüm riechenden Kerl beiseite und sprang in den Wagen. Von Schüssen verfolgt gab ich Vollgas und war weg.

Doch mein Vorsprung war nur minimal, und das Aufgebot an Verfolgerautos wuchs mit jeder Straßenecke, an der ich vorbeiheizte. Zudem schloss die langsam aufkommende Rushhour des Sonntagsverkehrs ihre dröhnenden und hupenden Klauen immer fester um die Straßen und Boulevards.

Nach unzähligen überfahrenen roten Ampeln, daraus resultierenden Massenkarambolagen und rasanten Fahrmanövern durch die Innenstadt Shanghais endete meine immer aussichtslosere Verfolgungsjagd schließlich in einem eingezäunten, riesigen Industriegebiet. Der Wagen hatte mittlerweile einen Vollschaden und mich wunderte, dass er überhaupt noch funktionierte. Ich hatte gehofft, durch das Gelände hindurchfahren zu können, doch das stellte sich als Fehleinschätzung heraus. Ich war erst zum dritten Mal in der Metropole und kannte nun wirklich nicht jede Ecke, und das verwirrte Navi hatte ich in dem Chaos nicht zu Rate ziehen können.

Um mit der *Coregroup* Kontakt aufzunehmen, war keine Zeit. Schlechte Karten. Der zwei Meter hohe Stahlzaun war allenthalben zu robust, um zu dem dahinterliegenden wasserlosen Kanal durchzubrechen …

So blieb mir nichts anderes übrig, als daran entlangzurasen.

Genau in eine Sackgasse, wie sich herausstellte, als ich vor einer verlassenen Fabrik zum Stehen kam. Ich musste versuchen, einen Weg in den angrenzenden Kanal oder in die Kanalisation zu finden, möglicherweise durch einen Zugang zum Abflusssystem des mehrstöckigen Hauses.

Mittlerweile hatte die sinkende Sonne die Stadt in ein weiches Licht getaucht, und mir war eigentlich gar nicht danach, mich noch weiter mit der ISA herumzuschlagen. Doch diese Entscheidung lag nicht bei mir.

Im Lärm der heranrasenden Autos trat ich eine Tür ein und fand den Zugang zum Untergeschoss völlig verrammelt; daher suchte ich nach einem Versteck, um meine Strategie zu überdenken.

In meinem Kopf arbeitete es schnell und routiniert.

Der Rückweg war versperrt, denn vor dem Gebäude sammelte sich mit quietschenden Reifen eine Traube von ISA-Wagen.

Ich musste aus dieser Falle raus.

»Lagebericht?«, fragte ich, nachdem ich den ZLR bei unserer Ankunft neben einem Funkeinsatzwagen zum Stehen gebracht hatte. Das Team hatte bereits Aufstellung genommen. Zumindest würden hier keine Zivilisten gefährdet werden, sollte es zu erneuten Schusswechseln kommen.

»Sie ist seit rund zwölf Minuten in diesem Gebäude, Chief. Wie Sie sagten, habe ich vor sechs Minuten ein Zwölf-Mann-Team reingeschickt«, erklärte Cayman, dessen Helikoptereinheit das Einsatzgebiet von oben überwachte. Er war sofort herübergelaufen gekommen, als ich ausstieg. Ich schloss die Autotür und betrachtete das fünfstöckige Haus, während ich mir eine Schutzweste anzog.

Wenn die Männer schon seit sechs Minuten drin waren, wieso gab es dann noch keine Berichte? Dieser Umstand zeichnete ein großes Fragezeichen in meinen Geist, dennoch wandte ich mich an meine Kollegen und verkündete: »Jetzt haben wir sie.«

Peter sagte dazu nichts. Er wirkte angespannt und lauschte mit gerunzelten Augenbrauen der Stimme in seinem Headset.

»Jack, ich habe hier Elias in der Leitung. Es gibt Probleme im Haus«, verkündetet er düster.

1:0 für mich.

Der Marine hatte mich nicht gesehen, als er durch die aus den Angeln gerissene Tür schlich. Wie ein Schatten glitt ich neben ihn, er nahm die Waffe hoch, doch ich hatte bereits den Lähmungsgriff unter seinem Arm hindurch angesetzt. Dicke Einsatzkleidung war für die Kunst der neuronal-kinetischen K.O.-Griffe wie den der drei Schwanenfedern zwar hinderlich, doch mit genügend Druck und sanfter Gewalt funktionierte dieser auch durch drei Schichten Stoff.

Ich hörte den Mann überrascht aufkeuchen, als seine Armbewegung aufgrund der Wirkung des Griffs blockiert wurde. Der Marine erstarrte. Hinter der beleuchteten Schutzbrille konnte ich seine Augen vor Schreck wild flackern sehen. Ich trat vor ihn und löste leise das Halbautomatikgewehr aus seiner Hand. Sogar durch den festen Handschuh vermochte ich das Beben des hysterischen Willens in seinem Körper wahrzunehmen – wie er Widerstand leisten wollte aber nicht konnte –, als ich die gekrümmten Finger vom Griff der Waffe löste.

Es ist ein schrecklicher Zustand. Nachdem mein Meister das erste Mal einen solchen Lähmungsgriff bei mir angewendet hatte, war ich einen Tag lang völlig verstört gewesen, ich hatte mich sogar übergeben müssen, als die Blockade schließlich nachgelassen hatte – und dann hatte ich stundenlang geweint.

»In etwa einer halben Stunde werden Sie zu zittern beginnen und dann unsanft auf den Boden fallen. Danach sollte die Motorik Ihrer Muskeln wieder normal einsetzen«, erklärte ich leise, indes ich die Waffe sicherte.

Die dunklen Augen des Mannes schienen vor Angst und Zorn in ihren Höhlen zu taumeln.

»Seien Sie froh. Das Aufwachen nach den Bewusstlosgriffen wird für Ihre Kollegen weit schmerzhafter sein«, setzte ich streng nach, dann zog ich mich in den Schatten zurück. Ich hatte noch fünf weitere Marines auszuschalten.

»Gib mir Elias!«, kommandierte ich barsch, und Peter reichte mir sein Headset. Meines war mir vorhin auf der Kreuzung abhandengekommen.

»*Probe* kommen! *Topper* hier!«, befahl ich, kaum dass ich den Knopf im Ohr hatte. »*Probe*! Was ist da los?«

»Chief!?«, dröhnte es nach einigen Sekunden aus dem Headset. Elias Pirell, einer meiner erfahrensten Männer, klang tatsächlich leicht hysterisch, als hätten sie es dort drinnen mit einem Zehn-Meter-Ungeheuer mit dolchlangen Reißzähnen zu tun, das sich obendrein unsichtbar machen konnte.

»Pirell! Lagebericht!«, verlangte ich ernst. Der Mann stand hörbar unter Spannung.

»Einheit zersplittert. Sechs Mann verschwunden. Ich habe eben Seychan bewusstlos gefunden. Und …« Pirells Stimme versagte.

Prompt riss mir der Geduldsfaden.

»Was noch?«, verlangte ich weiter Auskunft.

Kurzes Funkloch. Dann wieder Pirell: »Er steht nur da. Er scheint wach zu sein, aber kann sich nicht bewegen. *Phantomiac* hat seine Waffe genommen.« Funkstörung, dann: »… keine Spur, wo sie jetzt ist!«

Den letzten Satz meines Teamführers musste ich notgedrungen ignorieren, denn mein Geist hatte sich an seinem *wach, aber bewegungslos* festgehakt. Kein Wunder, dass sie nicht wussten, wo *Phantomiac* war. Kinetische K.O.-Griffe gehörten zum höchsten Ausbildungsgrad im Nahkampf. Wer sie beherrscht, konnte sich auch vollkommen lautlos und unbemerkt bewegen.

»Pirell! Sie kommen sofort dort raus! Informieren Sie Ihr Team. Alle Mann zurück!«, befahl ich nach einem Moment des Abwägens.

Keine Antwort.

»Pirell?!«

Diffuse Stille in der Leitung.

»Verdammt!«

»Jack, was ist los?« Peter war neben mich getreten.

»Ich werde das alleine erledigen! Stell ein Bergungsteam zusammen, es gibt Verletzte«, gab ich kurz Anweisung und wollte mich abwenden, doch Peter hielt mich am Arm zurück.

»Was soll das heißen, du gehst alleine rein?! Das ist gegen die Vorschriften!«

»Pete, ich kann das keinem gegenüber verantworten, dass …« Wie sollte ich ihm den Sachverhalt in einem Satz erklären? Uns lief die Zeit davon! Ich griff ihn energisch an den Schultern. »Bitte kümmere dich einfach um das Bergungsteam, okay?«

Peter startete noch einen letzten Versuch, mich abzuhalten, doch als ich stoisch begann, Anweisungen an die anderen in der Einheit via Headset durchzugeben, fügte er sich fluchend und eilte zu Cayman hinüber, der die Szene von seinem Wagen aus beobachtet hatte.

Meine Entscheidung gab mir Kraft. Sinnlos, weiterhin andere zu

gefährden; mit Waffen und militärischem Vorrücken setzte man derlei Profis nichts entgegen, so viel war klar. Doch *Phantomiac* war auch kein Übermensch. Mochte sein, dass sie ihre Sache gut machte, was Wehrlose anging, aber zu denen zählte ich nicht. Ich war ein **Mataké**. Mir hatte Pirells Beschreibung gereicht, ich wusste, mit wem ich es zu tun hatte. Damit konnte und würde sie nicht rechnen. Und Menschen – auch Profikiller – unter Druck machen Fehler; das war und blieb eine Wahrheit, der ich vertraute.

Abgesehen vom Schutz meiner Leute gab es zudem die Anordnung von höchster Stelle, *Phantomiac* lebend in Gewahrsam zu nehmen. Diese Anweisung war vor knapp drei Wochen per ungetrackter Mail aus Bern gekommen, und ich wäre nicht Captain und Chiefdetective meiner Abteilung, wenn ich bei dieser Sache nicht nachgehakt hätte. Sehr zu meinem Erstaunen stellte sich heraus, dass es darum ging, *Phantomiac* einen medientauglichen Prozess zu machen.

Das war zwar reichlich sardonisch, aber Fernsehen funktionierte nun mal auf diese Art. Noch waren wir nicht an diesem Punkt, und letzten Endes war es auch egal; es unterlag nicht meiner Entscheidungsgewalt. Doch ich musste hier und jetzt dafür sorgen, dass nicht einer meiner Leute *Phantomiac* in einer Überreaktion über den Haufen schoss, denn das würde auf mich zurückfallen.

Mittlerweile war ich im dritten Stock angekommen. Ich hatte alle zwölf Männer der Einheit lahmgelegt, seitdem war es ruhig und ich suchte nach einem Fluchtweg.

Lauschend verharrte ich an der Wand neben der Tür zum Treppenhaus und grübelte. Weiter nach oben zu gehen schien unsinnig, denn ich hatte einen Helikopter gehört.

Erst nachdem ich soeben den letzten Marine in die Ohnmacht befördert hatte, war mir eingefallen, dass es sinnvoll gewesen wäre, einen der Männer als Geisel zu nehmen … und mich beschlich der Verdacht, dass es wohl meine letzte, nun dummerweise vertane Chance gewesen war, meinen Arsch zu retten.

Mein Puls hämmerte erregt. Mein Versagen ärgerte mich. Ich schloss für einige Momente die Augen und beruhigte meinen Atem.

Rückschläge waren normal. Ärgerlich, aber normal.

Ich dehnte meine Wahrnehmung aus und tastete mich mit meinen geschulten Sinnen im dunklen Gebäude weiter vor. Vielleicht konnte ich an der Rückseite herausklettern und in den trockenen Kanal gelangen.

Ein Sprung aus dem dritten Stock war gut zu bewältigen.

Als ich den Plan zuversichtlich abgewogen hatte, betrat ich lautlos die Räume der dunklen Etage. Gleichsam lag ich auf der Lauer, um etwaige andere Marines überraschen zu können. Ich hoffte, dass die ISA-Einheit das Haus nicht stürmen würde, denn dann müsste ich die Einsatzkräfte allesamt kaltmachen.

Vor einem solchen Blutbad grauste mir erheblich.

Grundsätzlich vermied ich es, Unschuldige und im weitesten Sinne Unbeteiligte zu töten. Sie taten lediglich ihren Job, so wie ich den meinen. Leider war meiner weder karikativ noch anerkannt. Er diente einem guten Zweck, den aber unglücklicherweise keiner sah, geschweige denn verstand, und daher eskalierte nun die Auseinandersetzung mit der ISA.

Erneut schloss ich die Augen und lauschte, brachte Geist und Materie in Einklang, um mich mit höchster Konzentration verteidigen zu können.

An der eingetretenen Tür zum Haus angekommen, zog ich die Vierundvierziger Automatik aus ihrem Halfter und atmete tief durch.

Peter, den ich auf mein Headset geschaltet hatte, sagte passenderweise: »Lass sie dir nicht abnehmen.« Ich dankte ihm seinen verzweifelten Humor mit einem kurzen Lachen.

Nachdem ich noch einige Anweisungen zum weiteren Verlauf der Operation an das Team durchgegeben hatte, betrat ich die dämmerige Ruine in der Hoffnung, dass ein Technikerteam bald das Licht zum Laufen brachte. Einige Sekunden lang sah ich kaum etwas, dann hatten sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnt.

Die Geräusche von draußen verblassten.

Intuitiv hatte ich in den Nahkampfmodus umgeschaltet, ich beruhigte meinen Atem und schärfte alle meine Sinne.

Ich war in meinem Element. Die Technik des Matak war mir in Fleisch und Blut übergegangen und hatte mir viele Male das Leben gerettet. Was sollte *Phantomiac* dem entgegenzusetzen haben?

Sicherlich, sie war ein absoluter Profi, aber sie war bestimmt keine **Matakín**.

Ich ließ mich von meinem Instinkt durch das Zwielicht der Gänge leiten. Wenig später kam ich an bewusstlosen Kollegen vorbei, sah aber davon ab, jeweils ihre Vitalfunktionen zu überprüfen. Wer tot war, war tot, und die Wirkung von K.O.-Griffen endete nach etwa einer halben bis Stunde von allein. Bis dahin würde ich das hier erledigt haben.

Die Räume blieben weiterhin dunkel. Egal. Ich würde meine Gegnerin hören, wenn sie sich bewegte.

Aufmerksam erforschte ich die langen Hallen mit der verstaubten Einrichtung; wohl eine ehemalige Fabrik, schlussfolgerte ich.

In der zweiten Etage erstreckten sich lediglich ein großer Raum und einige verfallende Flure und Zwischenwände mit Büros, nur ansatzweise fertiggestellt. Vermutlich vorzeitiger Bankrott; das war auch in Shanghai keine Seltenheit.

Ich tastete mich die Treppe zum dritten Stock hoch.

Die Stille hielt die dunklen Räume umklammert, aber ich hatte das sichere Gefühl, dass ich *Phantomiac* hier finden würde.

Ich fühlte jemanden herannahen.

Er war allein.

Ich zog mich zurück; ließ ihn kommen …

Leise schob ich mich durch den Spalt einer schweren Brandschutztür, sondierte die Lage dahinter.

Nichts.

Ich schritt lautlos den Gang entlang, die Magnum schussbereit im Anschlag.

Wo bist du, Biest!?

Ha! Du hast verloren!

Das Klicken einer Waffe nahe hinter meinem Kopf ließ mich erstarren. Weshalb war sie plötzlich hinter mir? Unmöglich!

Die Verblüffung raubte mir für einen Moment den Atem.

»Meine Güte! Wie ich es verabscheue, unschuldige Leute mit hineinzuziehen!«, erklang es sehr bestimmt. Ihre Stimme holte mich aus meiner Verblüffung zurück. »Aber ich werde nicht gerne in die Enge getrieben. Lassen Sie die Waffe fallen!«

Phantomiac hatte eine überraschend ruhige und reife Stimme, weniger die einer jungen Frau und schon gar nicht die einer Psychopathin.

Ich würde meine Magnum ohnehin nicht brauchen, daher ließ ich sie langsam zu Boden sinken und ordnete derweil meine Gedanken. Wenn sie es geschafft hatte, sich unbemerkt an mich heranzuschleichen, durfte ich sie auf keinen Fall unterschätzen.

»Hände hoch und umdrehen!«, forderte sie nun ganz ruhig.

Auge in Auge mit dem Biest.

Sie war klein, fast einen ganzen Kopf kleiner als ich. Das konnte mir im Nahkampf von Vorteil sein.

Wir würden sehen.

Als sie aus dem Wasser geflüchtet war, hatte ich mir in etwa ein Bild von ihrer Agilität und Wendigkeit machen können, und ich sondierte die Proportionen ihres Körpers, während wir einander ins Visier nahmen.

Phantomiac war schlank, beinahe zierlich, doch zu meiner Verwunderung hielt sie die schwere Waffe ohne das geringste Zittern mit einer Hand auf mich gerichtet.

Ich beobachtete, wie der Agent mich musterte. Seine dunklen, aufmerksamen Augen wanderten unverfroren über mein Gesicht und meinen Oberkörper.

Als wenn ihm das was nutzen würde!

Er war zwar um einiges größer als ich und wirkte in der schwarzen Einsatzkleidung ziemlich athletisch, aber das bedeutete nichts. Gar nichts! Ich starrte einige Momente lang zurück, und mir wurde bewusst, dass er einer der Typen von der Uferpromenade war. Der große, der auf mich geschossen und mich verfehlt hatte. Nachdem ich meine Chance bei seinem Kollegen vorhin vertan hatte, würde ich jetzt ihn als Geisel mitschleppen. Bei einer solch schlechten Treffsicherheit konnte er nicht sonderlich gefährlich sein.

Unauffällig justierte ich meine Fußposition.

Vermutlich hatte er das typische Kampfsportrepertoire drauf und es würde langweilig werden, wenn er der Meinung war, sich diesem Plan widersetzen zu wollen. Dennoch irritierte mich der Umstand, dass er ganz allein gekommen war. SWAT-Teams bestanden in der Regel aus geraden Zahlen und zwölf Typen hatte ich erledigt.

Die ISA war schon irgendwie seltsam. Womöglich war das hier so ein heroischer Agenten-Alleingang, wie in den unsäglich schlechten Blockbuster-Filmen.

»Haben Sie Handschellen dabei? Ich werde Sie mitnehmen, damit Ihr Trupp mir keinen Ärger macht«, erklärte ich ruhig und sah dem Mann dabei fest ins Gesicht.

Seine linke Augenbraue zuckte leicht.

Ich wog die Drohung gegen eine Verzögerung bei *Phantomiacs* Festnahme ab. Ihre Art und ihre Redeweise ließen auf ein überhöhtes Maß an Selbstsicherheit schließen, doch ehe ich sie entwaffnete, würde ich dem noch mehr auf den Zahn fühlen.

Ihre ungewöhnlich dunkelblauen Augen blitzten böse im spärlichen Licht, das durch ein ramponiertes Fenster von links hereinfiel. Als hätte sie meinen Gedanken gelesen.

Sie hatte ihre ausgeprägten Lippen zu einer harten Linie zusammengepresst, sodass die hohen Wangenknochen noch mehr hervortraten. Die Mischung ihrer physiognomischen Merkmale war äußerst ungewöhnlich. Das lange blonde Haar schien nicht gefärbt, doch ihre Gesichtszüge wirkten durch die hohen Wangenknochen

und eine flache, kleine Nase auffallend asiatisch.

Die vorauseilende Spannung hinsichtlich ihres Konters, mit dem sie zu verhindern versuchen würde, dass ich ihr die Waffe abnahm, steigerte sich in mir. Ich hatte die Hände auf Höhe meiner Schultern gehoben und fixierte sie aufmerksam. Sie stand knapp zwei Meter von mir entfernt. Offensichtlich hatte sie kaum Erfahrung mit solchen Situationen, sonst hätte sie längst gefordert, dass ich mich hinknien und meine Hände hinter den Kopf nehmen soll. Doch auch das würde ihr in meinem Fall nichts helfen.

Während ich auf den richtigen Moment wartete, nahm ich sie noch genauer in Augenschein.

Offensichtlich war sie recht jung, was erklären würde, dass es ihr an Erfahrung fehlte. Doch wie konnte das sein? Wie hatte sie dann all diese Morde begehen können?

Zu viele Fragen für den Moment! Ich konzentrierte mich auf sie und auf die Waffe, die sie mit ungetrübter Aufmerksamkeit auf meinen Kopf gerichtet hielt.

»Vergessen Sie es! Lebend verlassen Sie dieses Gebäude nicht!«, erwiderte ich barsch auf ihre Aufforderung, ihr meine Handschellen zu geben. Ich wollte ihre Nervenstärke testen und sie aus der Reserve locken.

»Sie aber auch nicht, wenn Sie weiterhin auf dem bockigen Kanal senden«, kam es mit einem bissigen Lächeln zurück.

Schlagfertige Gegnerinnen waren eine Herausforderung – also dann! Zeit zu handeln.

»Was macht Sie da so sicher?«

Noch während ich dies fragte, vollführte ich eine blitzschnelle Rechtsbewegung, ließ dabei meinen linken Arm vorschnellen und packte ihr Handgelenk. Sehr zu meinem Erstaunen ließ sie blitzschnell die Waffe los und zog ihren Arm zurück, ehe ich ihr Handgelenk mit einem Schlag meiner anderen Hand lähmen konnte. Keinen halben Herzschlag später richtete ich die Waffe zwischen ihre vor Überraschung aufgerissenen Augen. Sie wich geschmeidig zurück. Offensichtlich hatte sie nicht damit gerechnet, dass ich dazu fähig sein könnte.

Doch der Überraschungsmoment verflog rasch.

Zu rasch!

Nettes Kunststück! Ohne Zögern schlug ich einen schrägen Salto und trat ihm die Waffe aus der Hand. Sie landete einige Meter entfernt auf dem Boden.

Wahrscheinlich hielt sich der Kerl für einen neunmalklugen, durchtrainierten Schwarzgurt-Überflieger, der glaubte, er hätte was drauf, nur weil er bei einer Institution wie der ISA arbeitete und eine simple Entwaffnungstechnik beherrschte.

Komischerweise glaubten das recht viele – meist so lange, bis sie mit ihren Zähnen in den Boden bissen und sich fragten, wie viel Blutverlust und Knochenbrüche man unbeschadet überleben konnte.

Den Kerl würde ich auf seinen Platz verweisen.

Doch seine Reaktion folgte prompt.

Und mit präziser Gewalt.

Mal sehen, wie gut sie wirklich geschult ist, dachte ich, als ich ihr im Gegenzug zu ihrem übertriebenen Manöver die Beine wegfegte, kaum dass sie wieder aufgekommen war.

Doch als ich *Phantomiac* packen wollte, kickte sie mich mit einer Kraft weg, die ich selbst bei männlichen Gegnern selten erlebt hatte; fast zeitgleich war sie wieder auf den Beinen. Das wollte was heißen, denn ich hatte mich seit meiner Jugend in unzähligen Fights geschlagen, gegen unzählige Gegner gekämpft.

Doch das hier würde anders werden.

Ein *Death Match*, ohne Zweifel.

Während ich mich ausbalancierte, dachte ich einen Moment lang an die Dienstvorschriften, welche die mutwillige Selbstgefährdung bei einer Festnahme strikt untersagten.

Doch dafür war es zu spät.

Seit ich ein vereidigter Mataké war, hatte ich keinem Gegner mehr gegenübergestanden, dem ich nicht gewachsen gewesen war. Doch *Phantomiac* hatte mich überrascht.

Diesen Kampf würde ich mir nicht nehmen lassen.

Ich griff den Kerl erneut an: doppelter Schwanenschlag, drei wechselnde Überkreuz-Manöver. Alles in einer Geschwindigkeit, in der andere es kaum geschafft hätten, die Hand zur Faust zu ballen.

Manche Attacken erreichten ihr Ziel, doch die meisten wehrte er äußerst gekonnt ab.

Zunächst begriff ich nicht, wieso er sich auf diese Weise wehren konnte und woher er die Technik dazu hatte, aber ich verstand recht schnell, dass ich mir hier ein arges Problem eingehandelt hatte, denn ich hatte keine Zeit für ausgedehnte Nahkampfspielchen.

Wie zur Bestätigung traf mich ein rechter Rückhandhaken – so hart, dass mir schwindelte.

Zwei Rechts-links-Trittkombinationen stießen ihn wiederum halb rollend, halb strauchelnd über einen alten Tisch. Ich musste dem Kerl schnell den Garaus machen, also sprang ich hinterher …

… doch ich schleuderte sie direkt weiter.

Genick brechen ist nicht, Schätzchen!

Ich konterte ihren brutalen Angriff auf meinen Hals härter als nötig, denn ich wusste: Tat ich es nicht, würde sie mich mit einem Griff töten. Das war mir drastisch klar geworden, denn neben dem Abwehren ihrer Attacken hatte ich ihre Technik beobachtet. Der einzige Mensch außer mir, der auf diesem Niveau kämpfte, war mein eigener Meister gewesen.

Ich rollte mich ab, stand wieder.

Phantomiac war mit ihrem Ausweichmanöver nach meiner harten Abwehr ein paar Meter neben mir aufgekommen und sortierte sich ebenfalls. Irritation dominierte den Raum zwischen uns. Ich sah, wie sie um Beherrschung rang, wie sich dabei ihre Brust unter tiefen, beherrschten Atemzügen hob und senkte. Der Wille, mich zu bezwingen, spiegelte sich in ihrem angespannten Körper wider. Dankbar für die Pause, beruhigte auch ich mein Körpersystem und ließ den Schmerz abfließen, wie ich es gelernt hatte.

Wohin würde dieses Duell führen?

Um diese Frau kampfunfähig zu machen, würde ich ihr erhebliche Schmerzen zufügen müssen … und da gab es unterschiedliche Mittel und Wege.

Der Agent fixierte mich angespannt, und ich ließ es über mich ergehen, da ich mich innerlich sammeln musste.

Was zur Hölle lief hier? Warum konnte sich der Kerl derart effektiv verteidigen? Das konnte unmöglich Teil der ISA-Ausbildung gewesen sein.

»Geben Sie auf? Das wird Ihnen als mildernder Umstand angerechnet!«, rief er plötzlich herüber.

Unglaublich! Jetzt kam er auch noch mit der Psychonummer.

»Geben Sie doch selbst auf, dann lasse ich Sie am Leben!«, bellte ich zurück, doch er entgegnete nur ganz ruhig, mich nicht aus den Augen lassend: »Sie verrennen sich unsinnig.«

Fassungslos starrte ich auf sein unangemessenes Schmunzeln, während der Agent sich seinerseits bedrohlich langsam auf mich zubewegte. Er hatte tatsächlich die Nerven, eine solche Drohkulisse aufzuziehen!

Doch die würde ich ihm ramponieren.

Unerwartet vollführte ich blitzschnell zwei Ablenkungsmanöver und sprang dann mit einer Dreihundertsechzig-Grad-Drehung auf ihn zu, wodurch ich ihn grob am Halsansatz erwischte, obwohl ich eigentlich seinen Kehlkopf hatte treffen wollen.

Meinem nächsten Doppeltritt wich er geschmeidig aus.

Als *Phantomiac* zum dritten Kick ansetzte, packte ich ihr Bein und wirbelte geduckt darunter herum.

Dieser Trick überraschte sie, und ihr erstauntes Keuchen hatte tatsächlich etwas Kindliches. Ungeachtet dessen zog ich sie grob zu mir heran und wollte sie in den Doppel-Nelson zwingen. Ein Geruch aus Wasser, Schweiß und einer sonderbar süßlichen Note schlug mir in die Nase, als mir ihr feuchter, sich auflösender Zopf

ins Gesicht klatschte. Die sonderbare Mischung raubte mir für einen Sekundenbruchteil sämtliche Wahrnehmungskapazitäten, und etwas undefinierbar Gewaltsames wollte Zugriff auf meinen Geist nehmen. Da traf mich ihr Ellbogen gegen die Schläfe, und der sonderbare Eindruck verflog im Aufschäumen von Schwindel und Schmerzen.

Ich blockte intuitiv zwei gezielte K.O.-Attacken und bekam sie erneut zu fassen. Ich hatte den Daumen schon auf einem ersten Lähmungspunkt an ihrem Hals, aber …

… ich packte seine Hand und bog sie gewaltsam weg, derweil taumelten wir, unschön ineinander verhakt, ein paar Schritte nach vorne, und ich rang erbittert um mein Gleichgewicht, denn ich hatte keine Lust, mich mit dem Kerl auf dem Boden zu wälzen.

Wieder setzte er zu einem kinetischen K.O. an, doch ich konterte blitzschnell mit demselben Griff. Sofort hielt er inne. Beide hielten wir still, doch wir keuchten im selben Takt. Meine Arme schmerzten, doch ich hielt meinen Daumen unverändert auf dem ersten Punkt des Kombinationsgriffs, genau wie er.

Still, Mizuee, in der Ruhe liegt die Kraft.

Als hätten wir es abgesprochen, richteten wir uns wie in Zeitlupe gemeinsam auf.

»Bewusstlos nütze ich Ihnen nichts«, gab mein Gegner heftig atmend zu bedenken, als wir uns soweit aufgerichtet hatten, wie die Position der Gegengriffe es zuließ.

»Tot nützen Sie sich selbst auch nichts!«, gab ich hart zurück. Dann entspannte ich unvermittelt, aber wahrnehmbar meinen führenden Arm, woraufhin er die Spannung des seinen ebenfalls merklich reduzierte. Sofort nutzte ich den Moment und setzte den zweiten Finger – jedoch ein Stück daneben!

Er war zu schnell, hatte es kommen sehen.

Abrupt konterte er mit einem aggressiven Gegengriff und riss mich mit sich auf den Boden. Doch wir lagen nur kurz. Ich hatte ihn schon im Fallen abgewehrt. Kaum auf den Füßen, deckte ich ihn mit rasend schnellen Tritt- und Schlagkombinationen ein.

Es war ein Duell, an dem mein Meister seine helle Freude gehabt hätte, obwohl darin nicht nur ich brillierte, denn mein Gegner war nicht einfach nur ein Agent von der Sondereinheit.

Ich hatte mich total verkalkuliert. Er war in denselben Techniken geschult, die auch ich beherrschte, und das begann mich zu beunruhigen, denn mir war nicht bekannt, dass diese außerhalb **Ichìndylls** gelehrt würden. Andere Gegner erledigte ich in der Regel nach maximal zwei Minuten. Dieser Agent jedoch besaß Kraft und Besonnenheit und kämpfte mit stetig wechselndem Stil und sehr viel Geschick. Seine Bewegungen waren geschmeidig und doch präzise und gezielt; und nichts brachte ihn grundlegend aus der Fassung, da er ganz offensichtlich über ziemlich viel Erfahrung im Nahkampf verfügte. Noch ein paar Attacken, und es würde zu gefährlich werden, denn ein Kampf auf diesem Niveau erschöpfte einen früher.

Jeder gute Kämpfer sollte auch wissen, wann es galt, aufzuhören.

Phantomiac war mir fast ebenbürtig und setzte alles daran, mein Leben zu beenden. Augenscheinlich fehlte es ihr an Duellerfahrung, aber ihre Kampftechnik war definitiv der meinen ähnlich, sonst könnte sie sich nicht auf die Weise zur Wehr setzen, wie sie es mit effektiver Vehemenz tat.

Matak war eine umfassende Technik für Defensive und Angriff, doch es war ebenso eine Geheimlehre.

Ich konnte meine Gegnerin genau dabei beobachten, wie sie versuchte, Griffe anzuwenden, die mich ausschalten würden. Da ich diese jedoch allesamt kannte, wusste ich auch, wie man sie abwehrte. Woher aber kannte sie diese Techniken überhaupt?

Für eine Weile hatte ich mich eher passiv verhalten und den Rhythmus, in dem sie kämpfte, studiert – nur um meinen anfänglichen Eindruck wieder und wieder bestätigt zu bekommen, dass sie tödliche Fähigkeiten besaß und sich nicht scheute, diese einzusetzen. Als sie schließlich dazu überging, kinetische Blocks anzuwenden, war ich ziemlich erschüttert: Keine andere Technik als eben Matak arbeitete mit diesen hochenergetischen Methoden.

Dennoch! Ich war Abteilungsleiter und trug Verantwortung.

Es war an der Zeit, dem Kampf ein Ende zu setzen.

Ich wollte mich durch einige Schnellmanöver an sie heranarbeiten, doch *Phantomiac* wich diesen Zugriffen gekonnt aus.

Um den Kerl auf Abstand zu halten, schleuderte ich eine schwere Holzkiste, über die ich fast gestolpert wäre, in seine Richtung. Sie zerbarst an dem kinetischen Block meines Gegners wie ein morsches Segelschiff an einer Felsküste.

Und nicht nur das.

Ich hatte mittlerweile begriffen, dass er mich beobachtete: Nicht nur kämpfte er mit absoluter Präsenz, nein, er analysierte nebenbei meinen Stil. Damit war er mir überlegen und das bedeutete über kurz oder lang mein Todesurteil. Derlei Schulung hatte ich bislang nicht durchlaufen, weil dafür keine Notwendigkeit bestanden hatte, ich wollte schließlich niemanden unterrichten. Doch dieses Vorgehen verschaffte meinem Gegner eindeutig einen Vorteil, weil es mein Kampfverhalten für ihn vorhersehbarer machte. Nahkampf lebt nicht zuletzt von Überraschungsmanövern und unvorhersehbaren Variationen; doch wenn der andere die eigene Strategie durchschaut hat, ist dieses Mittel nicht mehr sonderlich effektiv.

In den vergangenen Minuten hatte ich versucht, meine Taktik fließend zu verändern, um meinem Gegner diesen Weg abzuschneiden – wohlwissend, dass mir das nur etwas Aufschub gewähren wird, weil er auch das bald durchschauen würde.

Was hatte sich mein Schicksal dabei nun wieder gedacht, mir einen wie ihn vor die Nase zu setzen?

Zweifel begannen an mir zu nagen.

Ich würde den Kerl nicht besiegen.

Der weitere Kampf würde mich nur unausweichlich erschöpfen, und dann war es irgendwann zu spät. Deshalb musste ich hier weg, sobald sich eine gute Gelegenheit bot – und bevor mir ein folgenschwerer Fehler unterlief.

Ich hatte das alte Holzding blitzschnell kinetisch abgewehrt. Doch *Phantomiac* hatte die Kiste mit solcher Wucht auf mich geschleudert, dass die umherfliegenden spitzen Bruchstücke mit den rostigen Nägeln den Stoff meines Hemdes zerfetzten und schmerzhaft über Oberarme, Schultern und Gesicht schürften. Meine Schutzweste mit den kugelsicheren Einsätzen und das Jacket hatte ich bereits vorhin ausgezogen, nachdem ich das Gebäude betreten hatte, da mich derlei beim Kämpfen nur behinderte.

Diese Kistenattacke war nicht besonders fair.

Phantomiac gehörte wohl zu der Sorte Kämpferinnen, die sich der dreckigen Tricks des Straßenkampfes bedienten.

Schon war ich bei ihr und konnte einen Griff ansetzen. Wir verhakten uns kurzzeitig. *Phantomiac* knurrte, dann riss sie sich los. Dabei knackten die Nähte ihres Overalls an der linken Schulter, weil ich diesen nicht losließ. Ich wollte sie daran zurückzerren, doch *Phantomiac* wich aus; der Ärmel riss komplett ab, ich griff noch nach – das Oberteil riss an den Schulternähten ein – doch sie entkam mir. Ich warf das Stück Stoff zur Seite, während *Phantomiac* aus meinem Zugriffsbereich flüchtete.

»Das war Absicht!«, fauchte sie zornig aus sicheren vier Metern Entfernung. Die feuchten Haare ihres Ponys klebten ihr im roten Gesicht, und sie machte keine Anstalten, sie fortzuwischen. Erstaunlich, wie sie damit den Überblick behalten konnte. Der ramponierte Zopf reichte ihr bis zur Taille, und je mehr er trocknete, desto heller leuchtete ihr Haar in dem düsteren Raum, der unsere Arena geworden war.

»Und wenn schon«, entgegnete ich trocken; natürlich war es Absicht gewesen. »Ich zwinge Sie ja nicht, sich zu widersetzen!«

Das war nun wirklich zu viel!

Unbeirrt von meiner freiliegenden Schulter und ungeachtet meines eigentlichen Fluchtplans riss ich den zweischneidigen Dolch aus seiner Scheide an meinem rechten Stiefel und stürzte mich erneut auf den Agenten. Als Geisel taugte er sowieso nicht.

Zwar hielt ich nichts von derartigen Blutbädern – es ist erbärmlich und primitiv –, aber für den Moment wollte ich den Kerl einfach nur ausschalten. Sicherlich, er konnte was, aber diese unverfrorene Art war zu viel! Blutrünstig und kalt zog ich die Klinge gegen ihn, doch er war unglaublich geschickt und wich mir Mal um Mal aus.

Ich wusste, er taxierte jetzt die veränderte Waffenlage, und ich musste an Exagon, meinen Meister denken; was er wohl sagen würde; ob er es gutheißen würde, dass ich bereit war, kaltblütig zu töten, um mein Leben zu retten. Dieses Duell war meilenweit von einem unserer Übungstrainings entfernt. Der Kampf war erbarmungslose Realität, an der ich womöglich noch scheitern würde.

Ich parierte gewagt in die Schutzzone meines Gegners hinein, doch dieser war zu schnell und hebelte den tödlichen Angriff mit einem eleganten Manöver, aber keuchend vor Überraschung aus. Zu meiner eigenen Verwunderung war ich bereits sehr nahe an ihm dran gewesen und hatte daher im Ausweichen seinen Arm erwischt.

Sein Blut spritzte, verfolgte mich durch den Flug und kam gleichzeitig mit mir auf dem staubigen Boden auf. Ich rollte ab, orientierte mich neu; Sekundenbruchteile nur, denn ich erwartete seine Attacke. Doch mein Gegner stand einige Meter entfernt und hielt sich den linken Unterarm, als könne er es nicht fassen.

Verdammt! Ich starrte erschüttert auf den stark blutenden Schnitt an meinem Unterarm.

Für einen Moment war ich völlig im Unklaren darüber, was hier soeben geschehen war und begriff es im Folgenden auch nur widerwillig. Hellrotes Blut quoll aus der oberflächlichen, jedoch großen Wunde und tropfte auf den dreckigen Boden.

War es nun angemessen, *Phantomiac* zu ihrem Mut für dieses verzweifelte Manöver zu gratulieren, oder war es anmaßend zu behaupten, dass ich mir soeben sehr gekonnt das Leben gerettet und mir die Klinge nur die oberste Hautschicht an meinem Arm in einem länglichen Streifen weggesäbelt hatte, anstatt meine Kehle aufzutrennen?

Ich wusste es nicht, und als ich zu *Phantomiac* hinübersah, standen auch nur zornige Fragezeichen in ihrem verdreckten Antlitz.

Der völlig widersinnige und zusammenhanglose Impuls, Frieden schließen zu wollen, überkam mich einen Augenblick lang derart übermächtig, dass ich innerlich erbebte.

Doch im nächsten Moment war meine Gegnerin schon wieder auf dem Weg zu mir, wohl um zu vollenden, was ich soeben vereitelt hatte. Aber auch ich hatte einen Plan und setzte mit einem eigentlich unautorisierten Griff aus dem sogenannten schwarzen Matak gegen ihre Attacke, womit ich meine Gegnerin entwaffnen und gleichzeitig zurückdrängen konnte.

Sie strauchelte halb, halb rollte sie ab, dabei einen überraschten Schrei unterdrückend.

Das Blut meiner frischen Wunde hatte in der Schlagbewegung eine rote Linie in ihr Gesicht gezeichnet.

Kurzentschlossen schleuderte ich den Dolch weit weg in den dunklen Raum.

Sie kam derweil auf die Beine und stolperte zurück.

Hektisch wischte ich mir das frische Blut aus dem Gesicht und atmete tief durch. Dann aktivierte ich die Klinge in meiner rechten Schuhsohle.

Schluss jetzt!

Schon war der Agent wieder bei mir, doch er hatte meine Geste richtig gedeutet und ließ mich gar nicht erst mit dem rechten Fuß in seine Nähe.

Bei einem seiner Abwehrtritte flammte heißer Schmerz in meinem Oberschenkel auf. Zweifel terrorisierten mein Herz im doppelten Sekundentakt, und während ich zurückwich, überkam mich das Gefühl, dass ich besser sofort fliehen sollte. Es hatte keinen Sinn: Mein Gegner war zu versiert. Die Schuhklinge ließ ihn weitgehend kalt. Außerdem war er jetzt auch noch ziemlich gereizt, weil ich ihn verwundet hatte.

Los Mizuee, handle! Es geht hier nicht um Eitelkeiten, sondern um dein Leben!

Blitzschnell wand ich mich aus einem Konter heraus, drehte mich um und rannte zum Treppenhaus in Richtung Dach, ohne wirklich zu wissen, wie es dann weitergehen sollte.

Na warte! Dich werde ich nicht entwischen lassen!

Nicht nach *der* Aktion! Schuhklingen!

Ich fühlte mich zwischen Fassungslosigkeit und Zorn hin- und hergerissen. Unter keinen Umständen durfte sie sich auf das Dach flüchten, wo das Team der Lufteinheit sicherlich schon wartete. Sie in ihrem aufgewühlten Zustand in deren Gewehrläufe rennen zu lassen wäre für beide Parteien verdammt gefährlich. Schon um meines Matak-Eides willen musste ich in Erfahrung bringen, wo sie ausgebildet worden war, denn wenn es eine unbekannte, möglicherweise illegale Schule gab, konnte das für die Lehre gefährlich sein.

Auf der Treppe holte ich *Phantomiac* ein, bekam ihr Bein, dann ihren Arm zu fassen. Sie drehte sich zum Angriff um. Diesem konnte ich zwar ausweichen, zerrte sie dabei aber einige Stufen hinab, wobei sie sich mehr überschlug als abrollte, sodass sich im Schwung ihr rechter Arm verdrehte.

Während wir gemeinsam mehr stürzend als kämpfend die Stufen hinabstolperten, bekam ich ihren Arm in einem guten Winkel zu fassen und brach ihr das Gelenk mit einem berstenden Knacken. Im nächsten Moment donnerten wir mit voller Wucht gegen die Wand des Treppenhauses, zeitgleich schrie meine Gegnerin gellend auf; wir taumelten weiter, dabei fuhr sie herum und ich erkannte die winzige, blitzende Klinge in ihrer intakten Hand, als diese wie eine Kobra nach vorn in Richtung meines Ohrs schnellte.

Instinktiv riss ich meinen Arm empor und blockte die dünne, metallene Spitze kaum zwei fingerbreit von meinem Kopf entfernt.

Während meine Gegnerin noch verzweifelt nachdrückte, setzte ich einen Finger meiner anderen Hand auf einen sekundären K.O.-Punkt oberhalb ihres Herzens und gab leicht kinetischen Druck darauf.

Der Effekt setzte augenblicklich ein.

Schmerzen. Schwindel. Übelkeit. Zuckend zwang ich die Ohnmacht zurück, die der Agent induzierte. Mit Entsetzen spürte ich, wie das Gefühl aus meinen Beinen schwand.

Das Blut tobte durch meine Adern, tobte in meinem Mund und ich spie es aus; ihm direkt ins Gesicht. In meinen Beinen sackte es in einem Schwall nach unten. Das ekelhafte Knacken des brechenden Gelenks schien in mir nachzuhallen, riss an mir wie ein tollwütiges Tier.

Nahe der Ohnmacht schwankend vermochte ich nicht zu reagieren, als mein Gegner mich in der nächsten Sekunde auf den Boden zwang und meine Handgelenke mit einem speziellen Bindedraht zusammenschnürte.

Hilflos durch den kinetischen K.O. halb auf der Seite liegend, verfolgte ich, wie er sich auf meine gefühllosen Beine setzte, äußerst grob meinen rechten Schuh auszog und dann auch noch meine Fußgelenke zusammenband. Der Plastikdraht schnitt mir in die Haut. Ich wandte den Blick ab und starrte bewegungslos auf das Blut, das meinen zerfetzten Ärmel durchtränkte.

Mit ihrem präparierten Halbstiefel in der Hand erhob ich mich und begutachtete alsdann die Klingenmechanik in der Sohle.

Endlich konnte ich mich mit dieser Frau befassen, ohne dass sie versuchte, mich umzubringen.

Der Schuh war gut verarbeitet, ein Stiefel von Dior. Doch wie kam sie auf derlei altertümliche Tricks? Das war – wenn überhaupt – sehr rüdes Matak. Ich wusste zwar von derlei Techniken und Mitteln, hatte sie aber nie eingesetzt. Dieses Vorgehen sprach sehr für einen abtrünnigen Weg und damit für eine andere Schule.

Noch immer rauschte der Puls heftig in meinen Ohren, meine Muskeln bebten, mein verletzter Arm schmerzte. Überall klebte unser Blut.

Phantomiac lag still, sie atmete geräuschlos.

Bedächtig trat ich zurück, um zu überlegen, wie ich nun am besten vorgehen sollte.

Erst unter dem prüfenden Blick des Agenten fiel mir auf, dass meine linke Schulter völlig unbedeckt war. Der weiche Stoff des eingerissenen Overalls hatte sich fast vollständig mit rotem Blut aus der pochenden, offenen Verletzung gefärbt. Die Stelle fühlte sich unnatürlich heiß und schneidend an, und im Erkennen der erschreckend schmerzhaften Situation musste ich einsehen, dass ich hoch gepokert und mich verzockt hatte. Schon beim Abrollen mit ihm, als er meinen Arm gepackt hatte, war deutlich geworden, dass es auf einen solchen Bruch hinauslaufen wird, dennoch hatte ich darauf spekuliert, dass ihn dies ausreichend ablenken würde, sodass er meinen eigentlichen Angriff mit der kleinen Klinge nicht würde abwehren können. Doch das war ihm gelungen.

Ich hatte mein Ellbogengelenk umsonst geopfert, und zumindest für den Moment konnte ich nicht einschätzen, was die schlimmere Katastrophe war – mein Arm oder meine Niederlage.

Dabei begann die Tortur jetzt erst.

Während ich auf dem kalten Boden lag und flach atmete, rang ich mit dem Schmerz in meinem Körper, dann wieder mit dem Nicht-Verstehen. Welchen ungewöhnlichen Lähmungsgriff hatte er bei mir angewendet? Die sonderbare Teillähmung in den Beinen war mir nicht einmal im Ansatz bekannt. Wie war es überhaupt möglich, dass ein Agent der ISA eine Kampftechnik, die, wohlgemerkt und ohne überheblich sein zu wollen, ohnehin nur sehr wenige Menschen zu lernen in der Lage waren, so gut beherrschte wie ich? Nein, schlimmer: augenscheinlich sogar besser, denn nichts anderes als das bezeugte das schneidende Gefühl des Bindedrahtes an meinen Hand- und Fußgelenken.

Meine Gegnerin lag bewegungslos vor mir auf dem Boden. Ihr Atem ging flach und langsam. Wahrscheinlich versuchte sie, mittels Konzentration gegen den Schmerz und die Lähmung anzugehen.

Bei meinem Eid! Ich hatte ihr den Arm brechen müssen, weil es ansonsten kaum eine Möglichkeit gegeben hätte, sie ruhigzustellen, ohne sie umzubringen.

Genau wie Schuhklingen und Minidolche keine besonders edlen Methoden waren, wusste ich doch genau, wie sehr ein Bruch dieser Art schmerzte. Aber *Phantomiac* war endlich in ISA-Gewahrsam, alles andere war zweitrangig.

Am nächsten Treppenabsatz befand sich die Tür zum Dach, wo der Helikopter der Lufteinheit warten musste.

Ohne meine Gegnerin aus den Augen zu lassen, aktivierte ich das flache Sendegerät oberhalb meines linken Handgelenks und informierte die Männer draußen kurz und knapp über die aktuelle Lage und dass ich jetzt mit *Phantomiac* rauskommen würde, insgeheim verwundert, dass das Gerät noch funktionierte. Das daran gekoppelte Headset in meiner Hosentasche hatte allerdings den Geist aufgegeben, wie ich bei einer kurzen Überprüfung feststellte. Eine Antwort meines Teams wartete ich nicht ab, denn ich wollte keine weiteren Erklärungen zur Situation abgeben. Das Gerät piepste ins Standby und ich wandte mich wieder meiner Gegnerin zu, um mittelschwer schockiert festzustellen, dass ich heute morgen mit allem gerechnet hatte, nur nicht mit derartiger Gegenwehr. Einige Male war sie nahe daran gewesen, mich ernsthaft zu verletzen, wenn nicht gar zu töten.

Ich betrachtete die Frau zu meinen Füßen.

Der Lähmeffekt würde in wenigen Minuten nachlassen, aber auf die Bindedrähte war Verlass.

»Hey!«, sagte ich in ihre Richtung, doch *Phantomiac* reagierte nicht. »Hören Sie mir zu!«

Phantomiac sah mich immer noch nicht an. Daher kniete ich mich neben sie und erklärte routiniert: »Sie haben das Recht, die Aussage zu verweigern. Alles, was Sie sagen, kann vor Gericht gegen Sie verwendet werden. Wenn Sie sich keinen Anwalt leisten können, wird Ihnen einer zur Verfügung gestellt.«

Daraufhin schnaubte sie missbilligend und schloss die Augen.

In mir hatte mittlerweile wehmütige Verzweiflung das Eingeständnis meiner Niederlage abgelöst. Ich hatte schlicht versagt.

Vermutlich schleppte mich die ISA vor ein Exekutionskommando,

unter der Führung von Richtern, die wie Marionetten an den Fäden der Eliten tanzten. So erschreckend es auch war, das war leider die Realität in der GCA. Mich schauderte.

Es war tatsächlich so weit gekommen, dass ich mich dem juristischen Wahnsinn der sogenannten zivilisierten Welt stellen musste. Ein Hieb der Wahrheit, der mich härter traf als all die Schläge, die ich von dem verfluchten Agenten eingesteckt hatte.

»Sind Sie wach?«, unterbrach dieser überraschend meine sich drehenden wirren Gedanken. »Ich werde Sie jetzt abführen!«

Phantomiac musterte mich und ich folgte ihrem Blick für einen Moment. Von meinem Hemd waren lediglich die Manschetten mit einigen Stofffetzen sowie Kragen und Knopfleiste übrig geblieben, an der lädierte Teilstücke in langen, blutverschmierten Streifen herunterhingen.

Der Anblick des Blutes und der Zerstörung erinnerte mich daran, dass es keine Zeit zu verlieren galt. Bei einem Blick auf *Phantomiacs* geschwollenen Arm, den austretenden Knochen und das Blut, das in Strömen auf den Boden lief, erinnerte ich mich an die Brüche, die ich einst selbst erlitten hatte.

Wir mussten beide schleunigst zu einem Arzt.

Ein kritischer Ausdruck war in das Gesicht des Agenten getreten. Nach einem Moment des Nachdenkens zog er mich schließlich an meinem unverletzten Arm in eine aufrechte Position.

Ich gab mich der albernen Laune hin, mich schwer zu machen, doch das schien ihm nicht aufzufallen. Noch bevor ich protestieren konnte, neigte er sich vor und legte mich mühelos wie ein Beutetier über seine linke Schulter.

»Hey, spinnen Sie? Lassen Sie mich sofort runter!«, schrie ich, doch er bückte sich nach meinem Stiefel und entgegnete derweil kantig: »Es gibt keine andere Methode, die mit meiner Sicherheitsstrategie kompatibel ist. Außerdem können Sie nicht laufen!«

»Ihre verdammte Strategie interessiert mich einen Scheiß!«, fauchte ich, doch der Kerl reagierte nicht, sondern setzte sich in Bewegung. Ich bombardierte ihn unverdrossen weiter. »Auaaa! Runterlassen! Das ist gegen meine Persönlichkeitsrechte!«

Seine stahlharte Schulter drückte bei jedem Schritt gegen meinen Hüftknochen und mein Armgelenk feuerte bei jeder Erschütterung unversöhnlich heftig Schmerzsalven durch meinen Körper.

Nach einigen Stufen verging mir jedoch das Fluchen und ich musste gegen die Übelkeit ankämpfen, die sich in meinem Magen auszubreiten begann. Der Agent ignorierte mein Elend und stieg mit großen Schritten, immer zwei Stufen nehmend, die Treppe hinauf. Erst vor der Tür, die wohl auf das Dach führte, sagte er: »Ich wiederhole mich ungern, aber ich sagte Ihnen bereits, dass ich Sie nicht gezwungen habe, sich zu widersetzen.«

Ehe ich mich darüber ereifern konnte, trat er grob die Tür auf.

Draußen tobte Lärm, den ich zunächst nicht einordnen konnte, da mir meine zum Teil aufgelösten Haare ins Gesicht hingen. Doch nach einigen Schritten flogen sie im Wind rotierender Helikopterblätter zur Seite. Vor uns erstrahlte die Skyline Shanghais im rosé-goldenen Licht der Nachmittagssonne, davor hob sich dunkel und bedrohlich die dröhnende Silhouette eines Kampfhubschraubers neuesten Typs ab. Die miserablen Luftwerte in den meisten Großstädten der Welt bescherten ihren Bewohnern diese farbintensiven Nachmittags- und Abendstunden. Ich hatte momentan jedoch nicht die Nerven, mich über die Luftverschmutzung zu ereifern, die diesem Farbenspiel zugrundelag, ich hatte andere Sorgen.

Ausnahmslos alle Blicke waren auf uns gerichtet. Am liebsten hätte ich mich aufgelöst; einfach den Ausschalter betätigt. Was war das hier? Die Schlussszene in einem pervertierten Ego-Shooter-Game, in dem die Beute am Ende von gaffenden und bis an die Zähne bewaffneten Männern zum Braten abtransportiert wird? Die ISA-Typen machten wahrlich den Eindruck, als hätten sie mit mir das letzte Ungeheuer der Welt erlegt.

Ein Agent im pechschwarzen Einsatzanzug kam uns eilig entgegen.

»Jack! Was ist denn passiert? Eine Zeitlang haben wir überlegt, ob wir Verstärkung reinschicken sollen«, rief er gegen den Lärm der Maschine an.

»Ich hatte die Lage fest im Griff, danke Carl«, antwortete mein Peiniger gänzlich ohne Stolz und reichte dem anderen meinen Stiefel. »Der muss als Beweismittel gesichert werden. Im vierten Stock brauchen wir außerdem ein Team der Spurensicherung. Irgendwo dort liegt noch ein Dolch herum.«

Der Mann namens Carl nickte mit geweiteten Augen.

Alsdann beeilte sich der Jack-Agent, in den dröhnenden Helikopter zu steigen, was den Druck auf meinen Magen und meine Bereitschaft, mich seines Inhalts zu entledigen, bis auf die Spitze trieb. Ich konzentrierte mich auf meine Atmung und beobachtete der Ablenkung halber die vier vermummten Einsatzkräfte, die uns nachfolgten, um mich bei einer falschen Bewegung mit ihren Laserwaffen zu frittieren.

Ich fühlte die Anspannung meiner Gegnerin, als ich sie im Helikopter absetzte. Ihre Beine trugen sie wieder.

Meine Männer sortierten sich um uns herum. Befehle wurden lautstark erteilt. Die frühabendliche Szene erschien mir völlig surreal, die Geräusche drangten leicht gedämpft zu mir durch.

Phantomiac stand leicht schwankend vor mir und rührte sich nicht. Ich ahnte, dass es an mir war, mich im Folgenden darum zu kümmern, dass sie akkurat gesichert und zudem medizinisch versorgt wurde, auch wenn dieser fürsorgliche Ansatz angesichts ihrer Taten unangebracht schien. Ich hatte *Phantomiac* ebenso übel zugerichtet wie sie mich. Unter Matak-Kämpfern war es jedoch eine Frage der Ehre, nicht nachtragend oder hinterlistig gewalttätig zu sein. Man erzeugte nicht mehr Leid als nötig.

Die Spannung des Kampfes fiel zunehmend von mir ab und wurde ansatzweise vom entspannten Wohlwollen des Siegers ersetzt. Als Abteilungsleiter sollten derartige dienstferne Kodizes für mich zwar keine Rolle spielen … andererseits: Was tat das jetzt noch zur Sache? Meine Beförderung war mir vermutlich sicher.

»Hinsetzen!«, wies ich *Phantomiac* an, als der Helikopter im nächsten Moment in die Startsequenz schaltete. Sie kam meiner Ansage etwas unbeholfen nach und ließ sich wortlos auf eine der

Bänke hinter sich nieder. Im Licht des Helikopterinnenraums wirkten die blutigen Blessuren in ihrem Gesicht weit dramatischer als zuvor im Zwielicht.

»Haben wir Fußketten an Bord?«, erkundigte ich mich, ohne meine Gegnerin aus den Augen zu lassen. Ich wollte ihr die Bindedrähte von den Füßen abnehmen, denn die schnitten ziemlich stark in die Haut ihres nackten Fußes.

»Wozu? Ist doch hübsch so«, erwiderte Karl, der neben mir saß. Der Umstand unserer zerrissenen Kleidung schien die Phantasie meines Kollegen unnötig anzuregen, trotzdem reichte er mir eine Beinschelle aus einem Fach an der Schiebetür.

»Wir bringen Sie zu einem Arzt«, erklärte ich meiner Gegnerin, während ich mich vor sie kniete und die Drähte gewissenhaft gegen breite Beinschellen wechselte, doch der steinerne Ausdruck in *Phantomiacs* nachtblauen Augen verschwand nicht. Ich kettete auch ihre Hände vorne mit Schellen zusammen, obwohl mich arge Zweifel an der Richtigkeit dieses Vorgehens befielen, denn nach dem zu urteilen, was ich erlebt hatte, war diese junge Frau mit vor dem Körper verketteten Händen vermutlich gefährlich. Doch diese Position würde ihr gebrochenes Gelenk schonen, das zum Kämpfen ohnehin nicht mehr taugte. Dicke Blutkrusten hatten sich auch um Nase und Mund gebildet und ihr linkes Auge war dabei, zuzuschwellen.

»Geht das mit Ihrem Arm?«, erkundigte ich mich, in der Annahme, sie würde auf eine direkte Frage antworten.

»Es war ein guter Kampf, was zählt da der Schmerz?«, entgegnete sie leise und ohne mich dabei anzusehen.

Unwillkürlich stockte ich.

Genau so hielten es die Matak untereinander! Diese Haltung war Teil unseres Kodex.

Während ich mich langsam aus meiner Starre löste und mich auf meinem Platz niederließ, damit wir starten konnten, musterte ich ihr zerschlagenes Gesicht. Sie war mir vollkommen unbekannt, auch hatte ich in unseren Reihen nie von einer wir ihr gehört – und das war ungewöhnlich, denn es existierte nur eine Handvoll Matak in der Welt.

Ich würde das persönlich untersuchen.

Zugleich musste ich diesen Teil von den Ermittlungen ausklammern, denn niemand in der Abteilung wusste um meine Ausbildung, und das war von mir auch so gewollt.

Mit einem innigen Seufzen griff ich meinen Gurt und ließ die Anschnallmechanik einrasten.

Ich vermied es, den Agenten anzuschauen, wiewohl ich genau spürte, dass sein Interesse an mir zunahm.

Natürlich hatte die ISA nicht damit gerechnet, auf jemanden wie mich zu treffen. Anscheinend hatte der Informant – ich ertappte mich bei einem verbitterten Fluch gegen einen Unbekannten – nicht allzu viel preisgegeben, und vielleicht ergab sich bald eine Chance, das auszunutzen.

Ich spähte aus dem Fenster, als der Helikopter abhob, sich dabei seitlich neigte und Richtung Südosten abdrehte, sodass die goldene Nachmittagssonne für einige Momente durch die Panzerglasscheiben hereinflutete.

Es erinnerte mich an die Flüge mit dem Gleiter, den wir in Ichìndyll besaßen, doch unter mir lag nicht der Pazifische Ozean. Hier zog Shanghai vorbei; all die Häuser; all die Menschen; bestimmt saßen die ahnungslosen Gechippten an diesem Sonntagnachmittag beisammen, gingen ins Theater oder ins Kino, vielleicht machten sie einen Familienausflug oder verbrachten den Tag im Bett.

Ich schluckte hart, schluckte Blut und Speichel und mit ihnen den bitteren Gedanken an meine Familie und alles, was damit verbunden war, hinunter.

Ich wollte nach Hause – schlafen, vergessen, weit weg von hier sein! Fruity kam mir in den Sinn, der kleine weiße Affe aus Stoff, den ich besaß, seit ich mich erinnern konnte. Laòma hatte mir das mit Reis gefüllte Tierchen zu meinem zweiten Geburtstag geschenkt. Doch als ich acht war, hatte ich eines schönen Tages befunden, dass es nun an der Zeit sei, nicht länger mit Kuscheltieren zu spielen. Ich hatte begonnen, die Welt außerhalb Ichìndylls zu entdecken. Dennoch hing ich so sehr an Fruity, dass ich ihn als Maskottchen auf meine Mission mitgenommen hatte.

Bei meinen Einsätzen blieb er natürlich zu Hause, was in diesem engen Sinn New York City bezeichnete. Im Grunde waren die Hotelzimmer der Welt meine Heimat, weil ich permanent durch die Gegend jettete, um meine Patienten aufzusuchen, die es in die ewigen Jagdgründe zu befördern galt.

In New York war ich offiziell als Ayzuna Chasmin gemeldet, mit meinen Daten und einem falschen Lebenslauf, den die ISA mit Sicherheit sehr schnell abrufen konnte. Ich dachte an das kleine Apartment im elften Stock des modernen Wohngebäudes nahe dem Central Park.

Wenn die Fahnder diese Wohnung durchsuchten, konnte ich kaum auf unschuldig plädieren.

Oben auf dem Dachboden, der zu meinem Apartment gehörte, lagerten mehrere Kisten mit schweren Waffen und Munition. An der Wand über dem Sideboard im Wohnzimmer hing zudem eine kleine Sammlung an Dolchen und Messern, die ich je nach Mission auswählte …

Und dann – als Gipfel des Elends – **Sānāfé**!

Beim verzweifelten Gedanken an mein heißgeliebtes Schwert ließ ich den Kopf sinken und drängte das schiere Entsetzen zurück, das mit seinem Verlust verbunden war.

Schwärze und Kummer hielten mein Denken gefangen, bis mir etwas einfiel.

Hatte die *Coregroup* nicht gesagt, sie würden mir im Ernstfall den Rücken freihalten? Doch wie sollte das funktionieren? Wie sollten meine Freunde erfahren, in welcher Lage ich steckte, um schnell genug handeln zu können? Sie waren schließlich Hacker, kein Räumkommando.

Ich hatte das selbst längst erledigt haben wollen, denn eigentlich war es gar nicht geplant gewesen, derart viel Ausrüstung dort zu lagern, aber es war organisatorisch oft das einfachste gewesen.

Und Sānāfé …

Normalerweise trug ich sie bei mir, doch diesmal hatte ich davon abgesehen, weil ich für heute den Spätflug zurück nach New York gebucht hatte und mich bei einem so kurzen Abstecher nicht mit den Sonderregelungen für das Mitführen von Waffen hatte herumärgern wollen.

Ein Unglück kommt eben selten allein.

Voller Verzweiflung bemerkte ich, wie sich Tränen in meinen Augen sammelten.

Ich dachte an mein Team, und der Gedanke, meine sieben Komplizen und Freunde vielleicht nie wiederzusehen, entsetzte mich beinahe mehr als die momentane Situation. Trotzdem war nun wirklich nicht der Zeitpunkt, wie ein kleines Kind herumzujammern. Verdrossen biss ich mir auf die Lippen.

Nie zuvor hatte ich derart viel eigenes Blut schmecken müssen. Diese Niederlage war unfassbar und auf gewisse Weise derart absurd, dass sie nicht recht in meinen Kopf wollte.

Augenscheinlich war nun der denkbar schlechteste Fall eingetreten, den ich mir je hatte vorstellen können, und dazu kam auch noch die vermaledeite Verletzung.

Die ISA würde nicht zimperlich mit mir umgehen, dazu hatte ich in ihren Augen zu viel Schaden angerichtet.

Ich konzentrierte mich auf den Bruch. Er musste knapp über dem Gelenk sein, im schlimmsten Fall direkt dort. Es fühlte sich an, als sei der Knochen aus der Haut ausgetreten. Jede Bewegung meines Armes, und sei es auch nur einen Millimeter, biss mich wie eine Kobra. Ich hatte mir noch niemals einen Arm oder ein Bein gebrochen; jede Menge Stauchungen, Knochenprellungen und Zehenbrüche zwar, aber dieser Bruchschmerz war etwas gänzlich Neues für mich.

Für den weiteren Flug schloss ich meine Augen und versuchte zu meditieren, um besser mit den Schmerzen zurechtzukommen.

Mir war klar, dass der Agent mir gegenüber mich beobachtete, obwohl er damit beschäftigt war, sich das Gesicht und die Hände notdürftig mit einem Handtuch zu reinigen.

Welch eine Schande, einen derart begabten Menschen an die machtgierigste und gewalttätigste Behörde der GCA verloren zu haben.

Unwillkürlich leuchtete bei diesen Gedanken die Erinnerung an *jenen Einen* in meinem Geist auf.

Nein, es wäre wahrlich nicht das erste Mal!

Erdenhüter

Draußen zerrte der Sturm, der plötzlich und unerwartet mitten im Spätsommer aufgekommen war, an den Rotorblättern der Maschine.

Er kannte Mizuee, und sie kannte ihn, doch in diesen Minuten verstand das blonde Mädchen seine Botschaft nicht, sie verglühte ungehört an der Metallhaut des Kampfhubschraubers.

Erfolglos erhob sich der Wind über die riesige Stadt und trug den Schmerz, das Erstaunen und die Erschütterung hinaus auf das offene Meer, stob damit über die weißen Wellenkämme, badete in sich selbst und seiner Freiheit, wie er es auf dem Ozean seit Millionen Jahren zu tun pflegte. Weit lag das gewaltige Wasser unter dem tobenden Wind und lauschte seiner Nachricht. All die Meerestiere hielten für einen Moment in ihrem Treiben inne und horchten auf.

Miii – Miihiii – Miiizuuuuuuueee ertönte es klingend bis in die Tiefe, doch das Mädchen antwortete nicht.

Andernorts strich der Wind über sanfte Hügel, berührte zärtlich das Gras, umwarb die Bäume voller Liebe. All seine Freunde, seine Familie, seine Kinder ließ er wissen, was geschehen war, und ein Schweigen breitete sich über das Grasland.

Für einen Augenblick in der Zeit raschelten die Blätter der Bäume nicht, klirrten die Tropfen des Wasserfalles nicht, als sie aus luftiger Höhe auf die Wasseroberfläche trafen. In diesem einen Moment verharrten die Vögel in Stille auf den Bäumen, und ihr Gesang erstarb im Erblühen des Schrecks.

Und fern, sehr fern in einem Baumwipfel in den tiefsten Wäldern **Kaua'is**, das umgeben vom gewaltigen Pazifischen Ozean, vor sich hin schlummerte, horchte ein kleines, langohriges Geschöpf plötzlich auf. Es hatte geschlafen. Ach, wie selig hatte es in der sengenden, schwülen Mittagshitze geschlafen. Hoch in den Bäumen, wo hin und wieder der Wind mit den Wipfeln spielte und wo eine berechtigte Hoffnung auf Erfrischung bestand, mehr als im tiefen Dickicht, das die Luft festhielt, als seien es zwei Liebende.

Zunächst hob es ein Ohr, das es zum Schutz gegen Insekten über

ein Auge geklappt hatte, und ortete, woher die Botschaft kam. Schnell registrierte es, dass sowohl der Wind als auch die Bäume, all die Ranken, Blumen und Farne darüber tuschelten, und es war hellwach.

Che – che – che – chessa Chésuma Mi – mi – Mi – zueeeh jen'Jeny'k k k Chaha Chahaka Chaçuzi i – i – i – iiih sang es aus allen Ecken des Waldes, doch es klang beunruhigend, und das kleine Affenwesen hob nun vollends den Kopf, um auch mit dem anderen Ohr besser hören zu können. Seine riesigen, nachtschwarzen Augen blickten suchend in die tieferliegenden Wipfel der kleineren Urwaldriesen, doch der Aufruhr hatte sich schon wieder gelegt; rasch und unerwartet, wie er gekommen war. Das Leben hatte keine Zeit, um zu beweinen, was unvermeidlich war. Dennoch war sich das Wesen mit dem weich glänzenden, grünlich-braunen Fell nun ganz sicher, sich nicht verhört zu haben. Es kam geschmeidig auf die Pfotenhände und bog, gleich den Waldkatzen, einmal seinen Rücken ganz nach oben, um den letzten Schlaf aus den Gliedern zu vertreiben.

Der dicke Ast, auf dem es sich langgemacht hatte, mündete hinter ihm in einen von Moosen überwucherten, gut zweihundert Jahre alten Stamm. Das tiefe Brummen des Großvaters begleitete es, als es flink die schrundige Rinde mit dem Kopf voran hinabrannte, um schließlich völlig lautlos auf dem federnden warmen Waldboden aufzukommen. Sofort wandte es sich in Richtung Norden, wo die Höhlen, die Tempel und die Siedlung Ichìndylls lagen, und lief in eifrigem Tempo los. Es wusste, die Nachricht war wichtig genug, um unangemeldet beim Rat zu erscheinen, zumal sein Volk seit jeher die Botenfunktion bekleidete und sich noch nie jemand beklagt hatte, wenn sie plötzlich erschienen – ungefragt, wie weiche, kleine Schatten, die sich aus dem Grün lösten.

Noch etwas tiefer im Dschungel, ein Stück von der linearen Zeit entrückt, doch nahe dem bekannten Realitätsraum, brannte die Sonne ebenso heiß, und jede Kreatur war bemüht, sich nicht zu viel zu bewegen. Auf Serfairas kristallweißen Haaren reflektierten die Strahlen wie auf frischem Schnee in den Bergen, und sie ließ sich in die angenehme Empfindung des Kribbelns fallen, das auf der Kopfhaut entstand, wenn die Lichtpartikel durch die Zellen drangen und diese mit warmer Energie füllten.

Für eine Sekunde ging plötzlich ein Ruck durch den Raum, doch er hinterließ kaum eine merkliche Spur, kaum den Schleier einer Ahnung. Serfaira bewegte leicht den Kopf, ohne dabei die Lider über ihre großen, türkisgrünen Augen zu heben, die keine Iris besaßen.

Das Kind, das Kind! Was tat das Kind?

Sehr langsam begann sie, ihren langen, dünnen Körper in der Wiege des mittäglichen Halbschattens zu bewegen. Alt war dieser Körper, schon sehr alt. Sie hatte die Zahl der Jahre bereits vor einer kleinen Ewigkeit vergessen, und die Bedeutungslosigkeit der vorherrschenden, dualen Realität, in welcher die Erde sich bewegte, hatte damit wieder einen kleinen Höhepunkt erlangt. Die feinen, fast durchscheinenden Finger falteten sich auf wie grazile Seeanemonen und ließen die Energie frei, die sie in der Haltung gebunden hatten, um sie in Lebenskraft zu verwandeln. Wie in Zeitlupe entrollte das Wesen seine Glieder, die nur in dünne, transparente Schleier aus großen ovalen Schuppen gehüllt waren. Trotz der permanenten Sonneneinstrahlung war die helle Haut darunter kaum von dem schimmernden, weißen Schuppenkleid zu unterscheiden. Alt war der Körper; leid war er es, Pigmente zu produzieren; zellulär schon derart weit aufgefächert, dass die Information über eine Verbrennung der Hautzellen keinen Platz mehr fand, um sich zu manifestieren.

Serfaira stand nun, erhoben wie eine lichtvolle Fata Morgana, die das alte brennende Gestirn durch eine Lücke im dichten Blätterwerk gen Erde schickte – zur reinen Freude, weil es diesen Planeten so sehr liebte.

Einige Meter weiter im warmen Licht erhoben sich sieben Stufen auf einer Lichtung zu einem Plateau, das von einem schillernden Energieschirm überspannt war, um das Verweilen dort erträglich zu machen. Unter diesem Schirm herrschten beständig 22,89 Grad, Feuchtigkeit und Salzgehalt waren optimal eingestellt. Eigentlich war es irrsinnig, diesen Platz zu verlassen, um sich in der Schwüle der Umgebung unter ein großes Blatt zu setzen, doch Serfaira und ihre Geschwister liebten die Insel, sie liebten alles, was war, und sie wollten damit sein, ob es nun heiß war oder kalt.

Die anderen beiden **Anthèpoi** würden bald ankommen, und dann würden sie zusammensein, um zu sehen und zu wissen.

Das Kind, das Kind … etwas war anders mit dem Kind …

Serfaira hielt ihre feine weiße Nase in den Wind der Gezeiten und sog die bereits verklingende Klage in ihr Bewusstsein auf.

Die Welt fühlt dich, ganz wie du diese Welt immerfort fühlst, dachte Serfaira und lächelte. Dann glitt sie geschmeidig unter den Energieschirm. Sie wusste, auch Dubosan und Unium würden in den nächsten Minuten eintreffen. Sie konnte ihre liebevolle Präsenz bereits spüren.

Doch es kam anders.

Kaum dass sich Serfaira gesetzt hatte, erschien die Drachenpriesterin Nèffèsin Cõi Lŏur zwischen den grün wogenden Farnen, die rings um den Energieschirm wuchsen. Ihr hüftlanges, purpurfarbenes Haar leuchtete wie Magma in der Mittagssonne, und obwohl sie wie alle anderen tagtäglich der Sonne ausgesetzt war, blieb auch ihre Haut hell wie Alabaster. Sie war weder Mensch noch Elfe oder gar von einem anderen extraterrestrischen Volk. Nèffèsin war Teil der Erde selbst, gerufen und geweiht durch die Macht **Khýsírías**, dem Ursprung allen bewussten Lebens im Kosmos. Einst war Nèffèsin ein dunkelhäutiges Mädchen gewesen, die Tochter von Eingeborenen, die auf der kleinen Insel Niihau lebten, doch die Initiation, die Nèffèsin durch die Erde erfahren hatte, hatte ihr gesamtes Wesen vollkommen verändert. Der Geist der planetaren Wesenheit, welche die Eingeweihten auf Kaua'i stets respektvoll bei ihrem Namen – **Hådja** – nannten, wirkte seit jenem Tag durch sie. Durch Nèffèsins weißen Körper floss dasselbe Blut, das auch die schlafende Kreatur durchpulste, auf deren gigantischen Flügeln sie alle lebten. Gleichzeitig war Nèffèsins Seele fortwährend an ihren khýsíríschen Ursprung angeschlossen. Die interdimensionale Verbindung, welche in Nèffèsin wirkte und durch sie sprach, *Ma Loo Rah*, war eine khýsírísche Wesenheit, deren Aufgabe es war, die Erdenwesen zu unterstützen, indem sie ihnen mit ihrem unbegrenzten Wissen zur Verfügung stand.

~alliajam sandanæ – Heil unser aller Gegenwart~, grüßte die Drachenpriesterin, als sie unter den schillernden Schirm trat.

Serfaira nickte leicht.

Nèffèsin sah sich selbst gespiegelt im Wesen Serfairas, denn Khýsíría kannte die Anthèpoi, obwohl sie nicht von Beginn an auf

der Erde gelebt hatte. Serfaira hingegen war Teil des Erdendrachens, die Verkörperung eines emotionalen Zustandes aus den frühen Tagen der Erde, als alle Wesen noch miteinander verbunden gewesen waren und in sinnlicher Friedlichkeit zusammenlebten. Als die Beschaffenheit des Jetzt sich zu verändern begonnen hatte, waren die älteren Anthèpoi zurückgewichen, viele hatten sich aufgelöst, waren verflossen, wie Gedanken und Erfahrungen vergehen, nur einige hatten die Jahrmillionen hindurch überdauert und waren irgendwann feststofflich geworden, denn Hådja brauchte sie. Die noch junge Erde konnte jene gefühlten Erfahrungen nicht entbehren, sie gaben ihr Halt und halfen ihr, zu verstehen, was um sie herum und auf ihrem Körper geschah. Die Anthèpoi waren sowohl Ausdruck ihrer emotionalen Entwicklung als auch Teil ihrer unsterblichen Seele. Erst mit dem Erscheinen des Wesens *Ma Loo Rah* in Gestalt der Drachenpriesterin hatte sich etwas Entscheidendes verändert, und die Anthèpoi wusste, dass all dies mit der Prophezeiung und mit dem Wesen zusammenhing, das soeben eine solche Unruhe im morphogenetischen Feld erzeugt hatte.

Serfaira hob ihre großen, sanften Augen zu der Drachenpriesterin empor und flüsterte in ihrem Geist: ~Die Welt verändert sich. Unsere Tage sind gezählt, *Ma Loo Rah*.~

Löwenhöhle

Während des kurzen Fluges zu unserem Hauptquartier grübelte ich angestrengt.

Vermutlich entgingen *Phantomiac* meine forschenden Blicke nicht, denn sehr wahrscheinlich nahm sie mehr und anders wahr als gewöhnliche Menschen. Wieder und wieder ging ich den Verlauf unseres Kampfes durch, prüfte ihre Variationen des Kampfstils, den sie beherrschte.

Ihre Kombinationen waren mir größtenteils bekannt gewesen, doch die Art ihrer Manöver unterschied sich erheblich von dem Matak, das ich erlernt hatte, und zum wohl hundertsten Mal stellte ich mir die Frage, wo *Phantomiac* dieses Wissen erlangt haben mochte, denn ich wusste nichts von einem Meister, der eine zweite Matak-Schule eröffnet hätte. Nach den Grundsätzen der umfassenden Lehre des Matak ergab *Phantomiacs* Vorgehen zudem keinen Sinn, denn Matak diente dem Frieden. Die meisten ihrer Opfer waren namhafte Wohltäter gewesen, Industrielle und Politiker, die Jahr für Jahr ein Vermögen in die Förderung und den Aufbau von Umweltschutzprojekten und Hilfsorganisationen steckten.

Wie ich es auch drehte und wendete, es schien keine schlüssige Logik in ihren Attentaten zu liegen. Was war die Verbindung, die all diesen Menschen den unverdienten Tod beschert hatte?

Ein ganz anderes Problem tangierte mich auf der persönlichen Ebene: Was würde Felis sagen, wenn ich ihr heute abend am Telefon sagte, dass ich wegen Ermittlungen längere Zeit aus Shanghai fort musste, denn darauf würde es unweigerlich hinauslaufen. Unsere Beziehung war seit jeher durch den Umstand belastet, dass ich eine Verschwiegenheitsvereinbarung unterschrieben hatte.

Felis durfte nicht wissen, dass ich für die ISA arbeitete, das war aus Sicherheitsgründen nicht anders möglich, zum einen, um unsere Arbeit informell zu sichern, zum anderen, um die Agenten und ihre Angehörigen vor Erpressungsversuchen zu schützen. Mein offizieller Arbeitsvertrag lief daher beim Shanghai Police Department, Sondereinheit Drogendelikte und organisierte Kriminalität.

Die Einberufung in die ISA war vollkommen stillschweigend verlaufen. Die Dokumente, die ich dafür unterzeichnet hatte, lagen in gut gesicherten Tresoren in der Schweiz. Sie umfassten den regulären Dienstvertrag sowie eine Reihe von Sonderregelungen, angefangen bei einer umfassenden Schweigepflicht. Als Beamter im Bereich Sicherheit war es mir auch nicht erlaubt, über dienstliche Fakten und Hintergründe zu reden, aber zumindest musste ich nicht meine komplette Arbeitssituation verschweigen. Die Einberufung in die ISA vor zwei Jahren hatte mich nur geringfügig überrascht, sehr wohl aber hatte es mich irritiert, dass man mir sogleich die Leitung der Abteilung anvertraut hatte.

Beim **SPD** hatte ich zwar auch eine leitende Funktion bekleidet, aber die ISA war eine völlig andere Liga.

Nach dem Zusammenbruch 2018 hatte in Geheimdienstkreisen eine komplette Umstrukturierung eingesetzt. Die Arbeit vieler Dienste war zentralisiert worden, um die GCA rundherum schützen zu können. Zwar bestanden CIA, FBI und MI6 formal noch, aber große Teile der Belegschaft und der Datenbestände waren in die ISA überführt worden. Im Verständnis der Bürger war die ISA die Sicherheitsbehörde der GCA, ein organisatorisch-strategischer Apparat aus lokalen Behörden, Militär und Grenzschutz, der global für die Sicherheit in den A-Zonen der GCA verantwortlich war. Genaue Angaben über die interne Struktur hatte die Öffentlichkeit nicht. Sie existierten ausschließlich auf den Servern in Bern, die hermetisch vom NSN abgeschirmt waren – und in den Köpfen der wenigen Sektionsleiter. Der für den asiatischen Raum zuständige Mr Majong hatte sein Büro in der obersten Etage bei uns im Haus. Er war meine Anlaufstelle für abteilungsübergreifende Einsätze sowie für alle Themen, welche das Konsortium der ISA in Bern entscheiden musste.

Phantomiac war eine Angelegenheit internationalen Ausmaßes, daher lief die Bearbeitung derzeit GCA-weit über alle Anti-Terror Departments der ISA.

Bei den bisherigen Einsätzen andernorts war es meist mit ein paar Tagen Abwesenheit getan gewesen, aber im *Phantomiac*-Fall fehlten uns trotz der Beteiligung von acht Abteilungen hinten und vorne stichhaltige Beweise; und das Beschaffen notwendiger Daten würde noch umfangreichere Ermittlungen erfordern, um die vorhandenen Indizien zu verifizieren. Nun, da *Phantomiac* in Gewahrsam war, konnten wir sie eine Weile in Untersuchungshaft halten, aber dieser Status war zeitlich begrenzt, und das bedeutete Abwesenheit von zuhause und den vollen Fokus auf die Arbeit. Ich wollte auf keinen Fall in die Situation geraten, *Phantomiac* wegen lediglich geringfügiger Vergehen vor Gericht zu bringen.

Zwar hatten wir sie auf frischer Tat – genau genommen beim versuchten Ausführen einer Tat – erwischt, aber das konnte sich juristisch im schlimmsten Fall als Sackgasse erweisen, denn geplante Attentate standen zwar unter Strafe, aber solange wir ihr nicht

die Mitgliedschaft in einem Terrornetzwerk und den umfassenden Terror der bislang ungeklärten dreiundzwanzig Morde nachweisen konnten, würde die Verteidigung ihre Strafe unter Umständen auf fünf Jahre und den Ausschluss aus der GCA drücken können.

Das wäre ein Desaster!

All das konnte ich Felis nicht sagen, ich musste praktisch meine gesamte derzeitige Existenz vor ihr verbergen. Bislang war das irgendwie verkraftbar gewesen, aber mir schwante, dass es ab sofort mit ein paar neckischen Floskeln über die polizeiliche Schweigepflicht nicht mehr getan wäre.

Felis war das allerbeste Beispiel dafür, wie anhänglich Frauen sein konnten. Sie war stets bemüht, ihre Arbeit so zu legen, dass sie in Shanghai war, wenn ich es auch war, oder sie organisierte sich so, dass sie mir nachreisen konnte. Sie ertrug es nicht, mich allein in einer anderen Stadt zu wissen, auch wenn ich ihr niemals Anlass zu Misstrauen gegeben hatte. Für Affären und ähnliche Eskapaden hatte ich weder Zeit noch Nerven, aber diesmal würde ich Felis ein Nachreisen und spontanes Auftauchen von vornherein untersagen müssen; und das würde unweigerlich Diskussionen nach sich ziehen. Sie war schließlich nicht dumm und ihr würde schnell klarwerden, dass beim Leiter eines lokalen Sonderkommandos derart aufwendige, internationale Einsätze sonderbar anmuteten.

Die Arbeit der ISA und somit auch dieser Fall unterlagen strikter Geheimhaltung und davon durfte ich auch privat keinerlei Ausnahme machen, wollte ich nicht Sanktionen und eine Anklage vor der internen ISA-Verwaltung riskieren, was unweigerlich mit einer Inhaftierung wegen Vertragsbruchs und Gefährdung der Sicherheit enden würde. Es führte somit kein Weg daran vorbei, meine süße Felis vorsätzlich zu belügen.

Diese Überlegung und mein eigener tiefer Seufzer brachten mich in die gegenwärtige Situation zurück.

Unauffällig musterte ich mein schweigendes Gegenüber.

Phantomiacs Sicherstellung würde auch ein großes Thema in unserer Abteilung werden. Sie war eine Profikillerin. Im Grunde konnte man niemanden in ihre Nähe lassen, der mit den Kniffen, derer sie kundig war, nicht vertraut war.

Wenn ich also richtig Pech hatte, würde auch diese Aufgabe mir

zufallen – und das bedeutete dann höchstwahrscheinlich, bis an die absolute Belastungsgrenze arbeiten zu müssen.

Entschlossen wandte ich den Blick ab, zwang meine Gedanken auf andere Pfade und drehte mich nach vorn. »Pete, wie lange fliegen wir noch?«

»Weshalb? Planst du was da hinten?«, kam es frech zurück.

»Nein, verdammt! Ich muss zu einem Arzt, und das möglichst schnell!« Ich bemühte mich, beherrscht zu klingen, aber ich hätte Peter am liebsten den Hals umgedreht für den Unsinn, den er von sich gab. Natürlich war *Phantomiacs* Overall zerrissen und, ja, auch ich konnte sehen, dass sie darunter nichts anhatte. Trotzdem gab es Dienstvorschriften und Anstand.

Beherrscht atmete ich tief durch und fragte noch einmal: »Wie lange noch?«

»Keine drei Minuten«, gab er in meine Richtung zurück, sagte aber halblaut etwas zu Cayman, woraufhin beide überdreht lachten.

Genervt blickte ich zu *Phantomiac*, die mir schweigend und regungslos gegenüber saß. Sie hielt die Augen geschlossen und ertrug ihre Schmerzen still. Carl neben mir machte einen verstörten Eindruck, er umklammerte den Dior-Stiefel auf seinem Schoß mit beiden Händen wie eine bockige Katze.

Unwirsch griff ich nach meinem Armsender und benachrichtigte die Krankenstation, die praktischerweise im selben Gebäude lag wie unsere Einsatzzentrale. Vorn mokierten sich meine Kollegen über die Humorlosigkeit ihres Vorgesetzten, und ich versuchte im Folgenden, Abstand von meinem Groll zu nehmen.

Ich hatte meinem Team nie genau erklärt, wer ich war; meine **OFC**-Vergangenheit hatte ich verschwiegen, und wahrscheinlich war die Irritation über meine plötzliche Versetzung in eine führende Position bei der ISA bei einigen in der Abteilung nach wie vor präsent. Bei meinem Einberufungsgespräch vor zwei Jahren hatte das Dienstkonsortium gesagt, dass es meine Wertvorstellungen kenne und dass ich mich bereits durch meine Arbeit beim SWAT und dem SPD als tauglich erwiesen hätte. Aber womöglich war die Übertragung des *Phantomiac*-Falls speziell an meine Abteilung eine Bewährungsprobe, mit der sich das Konsortium seiner Entscheidung rückversichern wollte.

Wenn dem so war, dann hatte ich diese Eignungsprüfung wohl bestanden und sollte meinen Leuten ihre verbalen Spleens einfach nachsehen. Im Grunde waren alle in der Abteilung zuverlässig und pflichtbewusst. Erst seit sich vor einer Woche herausgestellt hatte, dass es sich bei *Phantomiac* um eine Frau handelte, die diese grausame und mit Berechnung verübte Mordserie mit einer Präzision durchgeführt hatte, dass es einem ganz anders zumute werden konnte, war das Verhalten intern ins verbal Aggressive gekippt. Sicherlich würde das, nach allem, was heute geschehen war, nicht besser werden – und vor allem, da offenkundig war, dass *Phantomiac* nicht nur extrem jung, sondern auch extrem attraktiv war.

Irgendwie hatten wir alle einen Hannibal Lecter oder zumindest eine grobe, abstoßende Emanze erwartet, aber kein Mädchen mit goldblondem Zopf. Der ohnehin herrschende Dauerschock unserer Abteilung im Hinblick auf ihre Taten wurde nun durch die groteske Tatsache ihres erschreckend jungen Alters und ihrer eher unbedrohlichen Erscheinung erschütternd verstärkt, denn ein derart strategisches und routiniertes Vorgehen traute man vielleicht einer weitaus älteren Person zu, nicht aber einer jungen Erwachsenen, wie sie es offensichtlich noch war.

Ich rief mir ihr Gesicht, jenen ersten Eindruck ohne Blutergüsse und Dreck, wieder vor Augen. Sie war mit Sicherheit nicht älter als vierundzwanzig.

Allein eine Matak-Ausbildung dauerte mehr als zehn Jahre, aber viele Anschläge wiesen zudem noch andere Muster auf, die auf Militärtaktiken und gewissen Guerillamethoden basierten und sich teilweise sogar den Techniken und Strategien der punktuellen Kriegführung im Sinne von Attentaten entzogen. Wir mussten um alles in der Welt dringend dahinterkommen, wer und was bei *Phantomiac* dahintersteckte, sonst gingen wir ein unkalkulierbares Risiko ein, dass der Terror nicht endete. Niemand wollte Zustände zurückhaben, wie sie noch vor zwei Jahrzehnten in Europa, Nordamerika oder dem Nahen Osten geherrscht hatten.

Noch während des Landeanflugs grübelte ich über die nächsten Schritte in unseren Ermittlungen, doch als die Kufen der Maschine wenig später aufsetzten, war ich gefühlt kaum vorangekommen.

»Wir müssen aussteigen«, sagte der Agent. Einer der Männer neben mir stieß mich grob mit dem Ellbogen.

Ich öffnete die Augen und betrachtete den Mann. Seine Augen waren hinter der Schutzbrille des Helms verborgen, aber um seine Lippen zuckte ein unpassendes Grinsen. Angewidert blickte ich zu meinem Gegner. Auf dessen zerschnittenem Arm war das Blut zu einer dicken, rotbraunen Kruste eingetrocknet. Hätten wir miteinander anderweitig und weniger feindselig zu tun gehabt, hätten wir als Statisten bei einem Zombiefilm anheuern können.

Ich schüttelte unwillkürlich den Kopf.

Nicht in diesem Leben!

Der Helikopter war federnd gelandet und das nervige Heulen der Triebwerke verstummte.

Unauffällig blickte ich mich um, während die vier Einsatzkräfte aufstanden und Stellung bezogen. Schlussendlich landeten meine Augen erneut bei dem Mann, der mir dieses Desaster eingebrockt hatte. Überraschend fing er meinen Blick auf und erwiderte ihn einige Augenblicke lang unverwandt. Kein Groll, keine Eile, nur kalte Berechnung und Analyse lagen darin.

Für einen ISA-Schergen war der Agent unverhältnismäßig sonderbar. Bestimmt verfolgte er damit eine Taktik. Abwarten.

Ich war während meiner intensiven Innenschau zu der Erkenntnis gelangt, dass meine Situation denkbar schlecht war und ich mich besser hüten sollte, mich in einen Konflikt zu verwickeln, bis zumindest mein Arm versorgt war. Die Schmerzen machten mich nahezu handlungsunfähig, und ein misslungener Fluchtversuch war schlimmer als gar keiner.

Nach einigen Momenten bekam der Gesichtsausdruck des Agenten etwas Stechendes und ich wandte meinen Blick ab und sah hinunter zu meinen Fußketten, die mir auch den kleinsten Schritt unmöglich machten, obwohl sie wenigstens nicht so sehr in meine Haut schnitten wie die viel zu engen Bindedrähte. Eigentlich hatte ich das nicht beabsichtigt, doch der Agent verstand meine Andeutung. Bestimmt würde er mich erneut demütigen, indem er mich über seine Schulter warf. Mal unabhängig von dem Risiko, welches er einging, wenn er mir die Stahlringe abnahm.

Ich hatte schnell und erbarmungslos lernen müssen, ihn nicht zu unterschätzen, und machte mich auf das Schlimmste gefasst.

Um mich zu sammeln, senkte ich den Kopf.

Auch diese Tortur würde vorübergehen.

»Haben wir einen Rollstuhl da?«, fragte ich einen Mitarbeiter vom Inhouse-Team, als dieser die Schiebetür des Helikopters öffnete.

Er schüttelte den Kopf.

Ich sparte mir die Rüge hinsichtlich der lumpigen Ablaufplanung und trat an die Tür, um mich umzusehen.

Nichts.

»Ich werde Ihre Fixierung nicht öffnen, weil die Gefahr, dass Sie mir ins Gesicht treten und zu fliehen versuchen, zu groß ist«, wandte ich mich an meine Gegnerin. Diese hob daraufhin den Kopf.

»Glauben Sie das wirklich?«, fragte *Phantomiac* spitz zurück.

»Zumindest würde ich es Ihnen zutrauen«, gestand ich mit einem genervten Seufzer und fasste sie an ihrem unverletzten Oberarm, damit sie besser aufstehen konnte.

»Dann würden mich doch sofort mindestens zwanzig Kugeln von den Marines da draußen treffen«, zischte sie und leistete offenkundigen Widerstand gegen meine Hilfestellung, woraufhin ich unwillkürlich schmunzeln musste.

Ihr Verhalten erinnerte mich an Gegner bei Kämpfen in meiner frühen Jugend, die sich bei ihrer Niederlage ganz ähnlich beleidigt aufgeführt hatten. Wie bockige Kinder, die ein Spiel verloren hatten, diese Tatsache aber nicht akzeptieren und auch nicht einsehen wollen, dass allein sie verantwortlich dafür waren, sich zum Antritt entschieden zu haben.

Ich rang mein Schmunzeln nieder.

»Das meinte ich, als ich von Gefahr sprach«, gab ich sodann nüchtern zurück. Aus den Augenwinkeln sah ich, dass *Phantomiac* den Kopf mit einem leichten Ruck in meine Richtung drehte.

Ich drückte sie am Arm energisch zur Schiebetür.

Jetzt war mir klar, was Lorenzo mit »Gör« gemeint hatte.

Ich machte zwei kurze, stolpernde Schritte Richtung Rand. Die Finger des Agenten bohrten sich streng in meinen Oberarm.

Diese verfluchten Fußketten ... und dann noch solche Sprüche!

Das war bestimmt Strategie. Psychologische Taktiken bei Gefangenen. Ich wollte, dass er mich losließ, aber das tat er natürlich nicht. Ich verdrehte mir den Kopf, um zu sehen, was er vorhatte, offenbar schien er auf etwas zu warten.

Unsere Auseinandersetzung hatte auch bei ihm deutliche Spuren hinterlassen, dennoch waren seine Augen klar und aufmerksam; registrierten jede meiner Bewegungen, auch wenn er nicht direkt in meine Richtung blickte.

»Ich werde Sie hineintragen«, wandte er sich wenig später wieder an mich und bedeutete mir mit einem Schubs, dass ich mich auf den Rand der Tür unten vor mir setzen sollte. Ein junger Kerl in einem grauen Jackett und einer schlecht gebundenen Krawatte war herangeeilt und besprach sich mit den Männern, die vorn im Hubschrauber gesessen hatten. Sein Blick klebte dabei auf meiner nackten Schulter. Ich war es zwar gewohnt, dass Männer so oder ähnlich auf mich reagierten, trotzdem war es das letzte, was ich jetzt brauchen konnte. Mit einer Mahnung an mich selbst, nicht die Beherrschung zu verlieren, ließ ich mich umständlich auf den Rand der Schiebetür nieder. Mein Gegner sprang neben mir aus dem Helikopter, doch sein Blick verließ mich nur kurz. Kaum dass er draußen vor mir stand, trat der andere Kerl heran.

»Hey Jack, du hast uns alle ziemlich überrascht mit deinem Alleingang. Was in aller Welt ist denn passiert? Peter meint …«, plauderte der Neuankömmling.

»Gunsh redet dummes Zeug!«, unterbrach ihn der Agent, der Jack hieß, wie ich mittlerweile herausgehört hatte.

»Er meint, du hättest …«

»Was Peter meint ist unerheblich! Ich habe im Sicherheitsinteresse des Teams gehandelt!«, unterbrach der Jack-Agent den anderen im Tonfall eines Vorgesetzten. Dann warf er mir in seinem zerrissenen Hemd einen harten, prüfenden Blick zu – und ich hätte mir den zweiten Arm auch noch brechen lassen, um zu erfahren, was er dachte.

»Es bedarf höchster Sicherheitsmaßnahmen im Umgang mit ihr«, erklärte er sodann gemäßigter. Und im Abwenden des Kopfes fügte er leise an: »Auch wenn es nicht danach aussieht.«

Es war wirklich ungeheuerlich! Ich blickte mich unwillkürlich nach Peter um, doch der war verschwunden. Nicht, dass ich meiner Sekretärin nicht auch schon mal auf den Hintern geschaut hätte, aber dieses Verhalten war nun doch fern des Zumutbaren und vor allem gefährlich. Hätte ich mich auch nur eine Sekunde von *Phantomiacs* Erscheinung blenden lassen, wäre ich jetzt vermutlich tot.

Anhand von Lorenzos Informationen hatte sich die Stimmung vor einer Woche unsinnig hochgeschaukelt, angeheizt durch wilde Spekulationen und die recht plumpe und nun widerlegte Überzeugung, dass eine Frau derartige Präzisionsattentate nicht würde durchführen können oder wollen. Entsprechend dieser landläufigen Ansicht waren neunzig Prozent aller Protagonisten in den massenhaft produzierten Action-Revenge-Filmen eben auch Männer.

Phantomiac hatte in diesem Sinne das gängige Blockbuster-Weltbild auf den Kopf gestellt und damit eine Welle an heftigen Reaktionen erzeugt, noch bevor einer von uns sie leibhaftig gesehen hatte.

»Hey Chief, Sie sind ganz schön überspannt«, brummte Larry in diesem Moment. Ich richtete meine Aufmerksamkeit wieder auf ihn und sammelte mich. Womöglich hatte er recht. Ich warf ihm dennoch pro forma einen bösen Blick zu.

»Wie wollen Sie die Verdächtige reinbringen?«, fragte er daraufhin ernst. Er war nach meiner indirekten Ermahnung bemüht, bei der Sache zu bleiben.

»Ich trage sie«, entgegnete ich, schärfer als es angemessen war. Mein junger Kollege zuckte zusammen und verharrte starr und stumm neben der Luke, seine Augen flackerten jedoch unsicher und suchend zu *Phantomiac* hinüber, und mir wurde klar, dass ich mit dem Kernteam umgehend eine Besprechung hinsichtlich Sicherheitsvorkehrungen würde abhalten müssen.

Entschlossen machte ich einen Schritt in Richtung der Schiebetür und sah die junge Frau auffordernd an.

»Was?«, knurrte sie mich an und warf mit einer ebenso störrischen wie genervten Geste die blutverklebten Haare ihres Ponys zurück.

Ohne Überleitung trat der Agent heran, einen eisigen Ausdruck im Gesicht, doch er warf mich nicht wie erwartet über die Schulter.

Stattdessen zerrte er mich grob nach vorn in seine Arme und hob mich aus dem Helikopter, als wollte er mich über die Schwelle eines Schlafzimnmers tragen.

»Aua!«, protestierte ich lauthals, als er dabei meinen gebrochenen Arm zusammenquetschte, doch ohne Erfolg. Als ich in der Trageposition ein Stück nach unten sackte, begann der Arm so höllisch zu schmerzen, dass mir unwillkürlich Tränen in die Augen schossen. Ich biss mir auf die Lippe, denn ich wollte mir hier und jetzt auf keinen Fall eine Blöße geben und weinen. Mit tränenverschleiertem Blick bemerkte ich ein Dutzend vermummter Einsatzkräfte, die mit Maschinenpistolen Spalier standen und uns argwöhnisch beobachteten.

Ich schielte hinauf und betrachtete den Mann, der mich trug. Er nickte seinem Kollegen zu, der uns daraufhin wie ein Wiesel folgte und irgendetwas über die Folgen des Einsatzes erzählte; ein Riesenstau aufgrund eines verunglückten Busses in der Innenstadt. Mir schwirrte dermaßen der Kopf, dass ich meinte, ich hätte mir den Schädel gebrochen und nicht den Arm.

Da wir uns nun von der langen, grauen Maschine fortbewegten, konnte ich mehr von dem Ort erkennen, an dem wir uns befanden.

Eine Wand des riesigen, hohen Raumes öffnete sich zum glühenden Abendhimmel und man konnte die strahlende Dunsthaube der Stadt erkennen. Dort war der Helikopter in das Gebäude hineingeflogen. Schon erstaunlich, was sich die ISA von den Steuergeldern leistete – Landeplätze in Hochhäusern.

Ich spähte nach vorne und erkannte zwei große Glastüren, hinter denen sich unzählige schwarz vermummte Einsatzkräfte und Fahnder in Zivil tummelten, und ich realisierte mit einem tiefen Schauder, dass ich endgültig verloren war.

Vor mir gähnte die Höhle des Löwen.

Ich trug *Phantomiac* schnellen Schrittes in Richtung Einsatzzentrale. Im Prinzip wäre es einfacher gewesen, sie hätte den intakten Arm um meinen Hals gelegt, doch das konnte bei ihr gefährlich werden, und vermutlich hätte es wegen der Handschellen auch nicht funktioniert. Mittlerweile konnte ich nicht mehr unterscheiden, ob es ihr Blut oder mein Blut war, das an meinen Händen klebte. Die Wunde an meinem Arm war wieder aufgeplatzt, und ich ging im Kopf durch, wie lange es dauern würde, sie zu versorgen, denn ich wollte *Phantomiac* verhören, und zwar so schnell wie möglich.
Mein Arm schmerzte erheblich unter ihrem Gewicht, und ich ärgerte mich darüber, dass unser Team im Büro es noch nicht geschafft hatte, jemanden von der Unfallstation hochzukommandieren, um Erste Hilfe zu leisten.

Larry lief neben mir und redete irgendetwas daher. Ich konnte ihm nur schwer folgen, außerdem war es mir herzlich egal, was zurzeit aufgrund des Einsatzes im Dezernat oder in der Stadt los war.

Ich hatte eine internationale Terroristin in Gewahrsam genommen, was interessierte mich da irgendein Verfahrensfehler bei der Zugriffsverteilung der Teams oder gar Verkehrsunfälle. Für so etwas gab es Anwälte.

Larry lief vor und öffnete mir eine der Türen, derweil plauderte er enthusiastisch: »Wir dachten alle, Sie sind verrückt geworden, als Sie alleine reingegangen sind. Und keiner hat geglaubt, dass Sie in einem Stück wieder rauskommen würden. Gatter hat es schwer erwischt nach dem K.O. Er hat ernste Kreislaufstörungen.«

»Das geht spätestens nach drei Tagen vorbei. Er soll zu Hause bleiben und sich ausschlafen«, erklärte ich gefasst, denn ich wollte nicht daran denken, was *Phantomiac* angerichtet hatte, in welchem Tempo sie zehn erfahrene Marines ausgeschaltet hatte. Das würde mir noch früh genug Kopfzerbrechen bereiten.

»Woher wissen Sie das, Chief?«, erkundigte sich Larry verblüfft.

»Manche Menschen reagieren besonders empfindlich auf K.O.-Griffe, besonders Linkshänder«, gab ich sachlich zurück, schritt an meinem Kollegen vorbei und die kühle Luft der klimatisierten Räume der Einsatzzentrale erfasste mich. Einen Moment lang war ich unendlich dankbar, dem stickigen Smog draußen entronnen zu sein.

Larry schien verwirrt, daher fügte ich im Umwenden an: »Ich habe diese Dinge gelernt, deswegen kenne ich die Auswirkungen.« Er trat unschlüssig zur Seite.

»Himmel, Larry! Kümmern Sie sich darum, dass Sanitäter hochkommen!«, bellte ich deshalb. »Und ich will zeitnah eine Besprechung zur internen Sicherheitslage! Rufen Sie das Kernteam zusammen, die sollen alle in den Besprechungsraum kommen! Verstanden?«

Larry eilte bereits nickend in Richtung des Gemeinschaftsbüros davon.

Rechts ging es zum Besprechungsraum. Da mir für den Moment nichts Besseres einfiel, trat ich gefolgt von zwei Marines durch die Automatiktür. In dem großen, länglichen Raum war nichts los. Ein paar Jacken hingen über den Stuhllehnen.

Entschlossen steuerte ich den großen Tisch an und setzte *Phantomiac* der Einfachheit halber dort ab, dann trat ich zurück und schöpfte tief Atem. Blut tropfte von meinem Arm auf den Boden.

Himmel noch eins, wo bleiben bloß die Sanitäter?!

Meine Gegnerin hielt den Kopf gesenkt, vermutlich litt sie erhebliche Schmerzen.

»Miss!«, sprach ich sie direkt an, doch sie hob den Kopf nicht.

»Was haben Sie auf dem Dach mit dem Gewehr gemacht?«, fragte ich unbeirrt weiter. *Phantomiac* zeigte keine Reaktion. Daher packte ich ihren zertrümmerten Arm. Sie riss mit einem halb unterdrückten Schrei den Kopf hoch.

»Ich habe Ihnen eine Frage gestellt!«, fuhr ich sie an.

»Loslassen!«, keifte sie zurück und ruckte so stark an meinem Griff, dass der Knochen ein Stück weiter heraustrat und die Wunde erneut heftig zu bluten begann. Dabei sammelten sich Tränen in ihren klaren Augen. Das linke war zwar nur ein Schlitz, dennoch funkelte es mich böse an. Unbeeindruckt zerrte ich *Phantomiac* am Arm wieder nach vorn.

»Ist Ihnen klar, dass Sie unter Terrorverdacht stehen?«, fragte ich streng. »Je eher Sie sich erklären, desto besser für Sie.«

»Je eher Sie mich loslassen, desto besser für *Sie*!«, konterte sie unbeirrt schneidend. Ihr Körper zitterte, so sehr hielt sie mit ihrer Kraft gehen den Zug meines Arms.

Die Tränen rannen still ihre Wangen hinunter.

Hinter mir surrte die Tür auf.

»Jack …«

»Nicht jetzt, Pete!«

Ich ließ *Phantomiac* unwirsch los, drehte mich aber nicht zu ihm um. »Was ist mit den Sanitätern?«

Peter kam an meine Seite geeilt, ich dirigierte ihn jedoch etwas von *Phantomiac* weg, die nun wieder mit gesenktem Kopf vor mir auf dem Tisch saß.

»Die sind schon informiert«, erklärte Peter, dabei wichen seine Augen keinen Moment von der Frau vor uns.

»Die hätten längst hier sein müssen!«, fluchte ich und sah ihn direkt an. Etwas unwillig erwiderte er meinen Blick. »Tut mir leid, Chief …« Peter machte einen unglücklichen Eindruck, sein Blick wanderte erneut zu *Phantomiac*. »Die meisten sind noch beschäftigt mit den Kollegen vom SWAT, die sie niedergemacht hat.«

Ich folgte Peters verstörtem Blick, der an *Phantomiac* haftete, als wäre sie die amtierende Miss Universum und keine Terroristin.

»Weiß Doktor Alloisis, wie der Stand der Dinge ist? Ich habe ihn vorhin nicht persönlich erreicht«, fragte ich weiter. Peter hob die Schultern.

»Ich klär das, dann komme ich zur Besprechung.« Damit wandte er sich ab und verschwand durch die Tür, die sich leise schloss.

Nachdem der Peter-Agent verschwunden war, hob ich den Kopf und blickte mich um. Mir schwindelte noch immer leicht vom Schmerz, den ich soeben mutwillig verursacht hatte, als mich mein Gegner angegangen war, und es dauerte einen Moment, bis sich meine Augen richtig scharfgestellt hatten.

Ich befand mich in einem großen, in grau und weiß gehaltenen Büro. Rechts gab eine Fensterfront den Blick auf den südlichen Teil von Downtown frei, die Wand gegenüber war mit Fotos, Notizen und Analysen gespickt, die anscheinend ausschließlich mit mir zu tun hatten. Soweit ich es auf die fünf Meter Entfernung konnte, studierte ich die Aberhundert Zettel, Zeitungsausschnitte und

Berichte – schließlich hatte ich meinen Feldzug noch nie von dieser Seite betrachtet. Drei große, schwarze Bildschirme im Zettelmeer waren auf Standby geschaltet. Vor einem schwarzen Hintergrund drehte sich gemächlich das Logo der ISA, ein rundes Emblem, das mich irgendwie an den Todesstern aus den alten Star-Wars-Kultfilmen erinnerte.

Es war schon beeindruckend, was die ISA gegen mich aufgefahren hatte. Unauffällig drehte ich mich herum und ließ meine Augen wandern.

Plötzlich surrte die Tür wieder auf und einige Agenten kamen herein, die sich nach kurzer Absprache im Halbkreis um uns aufstellten. Einer von ihnen, ein jüngerer Mann im grauen Jackett – Larry, soweit ich mich erinnerte – trug eine Sanitäterdecke bei sich und kam damit schnurstracks auf mich zugelaufen.

Der Agent namens Jack, der in ein hitziges Gespräch mit einem seiner Kollegen verstrickt war, reagierte leicht verspätet. Ich verfolgte ruhig, wie der Larry-Agent die Decke auseinanderfaltete, um sie mir über die Schultern zu legen. Aus den Augenwinkeln sah ich, dass sich mein Gegner von seinem Gesprächspartner abwandte, um sich zwischen mich und den Larry-Agenten zu schieben.

Zu dumm, weil zu spät.

»Vorsicht!«, zischte ich, zeitgleich zog ich die Arme samt Handschellen hoch und gab dem Mann vor mir mit der intakten Hand einen wohldosierten, kinetischen Stoß gegen den Solarplexus. Der Jack-Agent hatte mich mit leichter Verzögerung erreicht, aber er kam nur noch rechtzeitig, um das unkontrollierte Rückwärtsstolpern und Stürzen seines jüngeren Kollegen zu verhindern.

Sofort legten die beiden schwerbewaffneten Marines auf mich an, auch die anderen Agenten, teilweise in Schutzanzügen, zogen ihre Waffen. Das schnelle, leicht verzögerte Klicken der Pistolen mischte sich ins hektisch-dumpfe Quietschen der Schuhsohlen auf dem harten Linoleumboden.

Ich hob den Kopf und suchte den Blick meines Gegners.

»Waffen runter!«, bellte der Jack-Agent, dann erst sah er mich an, die unverletzte Hand immer noch beschwichtigend erhoben.

Einen Moment lang brannte die Luft, dann senkten die Männer einer nach dem anderen langsam ihre Waffen und steckten sie zum

Teil auch wieder weg; nur einer der Marines hielt sein Lasergewehr nach wie vor in Hab-Acht-Haltung erhoben.

Mein Gegner gab den Versammelten mit einer Geste zu verstehen, dass sie noch zwei Schritte zurücktreten sollten, dann ging er zu seinem Kollegen, der heftig keuchend auf dem Boden kniete. Ein anderer Agent war bei ihm.

»Er ist okay!«, sagte dieser, erhob sich wieder und deutete mit der Waffe in meine Richtung. »Und du, du Miststück! Pass ja auf!«

»Passt doch selber auf!«, blaffte ich zurück.

Zwei weitere Agenten hielten den Mann ab, sich mir weiter zu nähern. Er fluchte ungehalten. Derweil beobachtete ich, wie der Jack-Agent sich langsam erhob, sein Blick verriet Erstaunen und Entsetzen, als er mich ansah.

»Larry!«, wandte er sich alarmiert an seinen Kollegen, der sich mit Hilfe eines weiteren Marines aufgerappelt hatte. »Hast du ein Pfeifen im Ohr?«

»Ja … in beiden …«

»Geh sofort runter zu Dr. Alloisis!«, befahl er barsch.

Ich unterdrückte ein Grinsen.

»Ab …«

»Sofort!«

Der Kerl hatte derart autoritär geklungen, dass nach einem Moment schockierten Schweigens alles sehr schnell gegangen und der Larry-Agent mit einem seiner Kollegen Sekunden später verschwunden war. Der Jack-Agent hatte ihn angewiesen, dass der Arzt seinen Herzschlag im Auge behalten soll. Augenscheinlich wusste er genau bescheid über die kinetischen Griffe, mit denen man auf den Kreislauf Einfluss nehmen konnte. Der Larry-Agent war bereits unerhört blass geworden, und ich wusste, dass mein Gegner meine Warnung verstanden hatte: Füge mir Schmerzen zu, und ich füge euch Schmerzen zu. Das war nicht nett, aber notwendig.

Anhand seines Bewegungsmusters war mir auch klar, was folgen würde. Ich entschied mich jedoch, mich nicht zu widersetzen, als er auf mich zukam und mich mit seiner rechten Hand blitzschnell im Nacken packte und vornüber vom Tisch herunterzerrte.

Einer der anderen Agenten rief aufgebracht, dass er das lassen sollte, doch es half nichts.

Kurzer Tumult brach unter den Versammelten aus.

Aus den Augenwinkeln sah ich sie sich nähern, ließ mich aber ohne großen Widerstand von meinem Gegner nach vorn auf den Boden drängen.

Zeitgleich sauste die Tür auf.

»Noch so eine Aktion, und ich breche Ihnen den zweiten Arm auch noch!«, fuhr er mich zornig an. Sein Atem traf meinen Nacken, sein Kniehebel drückte unangenehm in mein Kreuz.

»Sie sagen mir jetzt sofort, in wessen Auftrag Sie dort oben auf dem Dach waren!«, forderte er und intensivierte den Hebel in meinem Nacken.

»Aufhören!«, rief in diesem Moment eine Männerstimme.

Überrascht kämpfte ich den Schmerz in meinem überdehnten Arm nieder, doch ich vermochte den Kopf nicht zu drehen, da die Hand des Agenten wie ein Schraubstock in meinen Nacken drückte. Ich spürte, wie jemand an dem Jack-Agent zerrte, doch dieser verminderte den Druck seines Hebels kaum. Sein Zorn war unüberhörbar, als er knurrte: »Wir unterhalten uns später weiter!«

»Mr McGaller!«, schaltete sich die fremde Männerstimme nun durch das Gebrabbel der anderen wieder ein. »Was machen Sie da! Die Frau ist verletzt!«

Endlich löste der Agent seinen Hebel. Ich blieb liegen und drehte langsam den Kopf.

Ein Mann in einem weißen Kittel kam herangeeilt.

Nur zögerlich wandte ich den Blick von *Phantomiac* vor mir auf dem Boden ab. Sie lag flach und regungslos in einem wirren Muster aus Blutspritzern zu meinen Füßen.

Intuitiv wies ich die anderen an, zurückzutreten und machte meinerseits einen Schritt auf Dr. Alloisis zu, der mit erschütterter Miene sagte: »Meine Sekretärin sagte mir, Sie seien verletzt … Ich habe mich gewundert, warum Sie nicht längst unten sind.« Sein Blick lag nun auf meiner Gegnerin. »Aber …« Er zögerte und sah mich wieder an. »Die Frau muss dringend versorgt werden!«

»Das hat Zeit, wir müssen sie zunächst verhören!«, widersprach ich.

»Nein!«, wehrte sich Dr. Alloisis entschieden gegen meinen Plan, dann sah er sich unwirsch um. Erst da realisierte ich so richtig, in welcher Ausnahmesituation wir uns befanden, und dass ich das als Abteilungsleiter nicht verantworten konnte.

Dr. Alloisis war soeben im Begriff, sich neben *Phantomiac* zu knien, daher schritt ich ein: »Doktor, die Frau ist äußerst gefährlich!«

»Sie hat einen gebrochenen Arm!«, widersprach der Arzt resolut. »Die Verletzung muss umgehend versorgt werden. Das kann sich alles entzünden!«

Blitzschnell war ich bei ihm und hinderte ihn nachdrücklich daran, sich auf den Boden zu begeben.

»Okay! Ich bringe Ihnen die Verletzte hinunter, dann können Sie sie dort behandeln. Einer meiner Kollegen hat zudem eben einen Kreislaufschock erlitten, er müsste Ihnen begegnet sein.«

Doktor Alloisis fasste mich streng prüfend ins Auge, dann drehte er sich nach einem der beiden Sanitäter, die ihn begleiteten, um und sagte: »Martin, gehen Sie nach dem Mann schauen, der junge, der uns unten im Gang entgegengekommen ist.« Wieder an mich gewandt beklagte er sich: »Warum hat mir niemand mitgeteilt, dass wir eine zweite Verletzte haben?«

»Es ist nur ein gebrochener Arm.«

»Mr McGaller, es gibt Vorschriften für solche Fälle!«, entrüstete sich Dr. Alloisis.

Ich atmete tief durch und erklärte: »Wir müssen die Verdächtige verhören, je schneller desto besser.«

»Dann bringen Sie sie runter! Nach der Erstversorgung können Sie sie meinetwegen die ganze Nacht verhören«, erwiderte der Mediziner nach wie vor ungehalten.

Dr. Alloisis war der Chefarzt unserer medizinischen Abteilung, die zwar im Grunde meinem Befehl unterstand, in der allerdings auch die Gesetze der Versorgungspflicht und der hippokratische Eid eine Rolle spielten, die ich als zuständiger Ermittler nicht aus Eigennutz übergehen durfte. Redlich um Beherrschung ringend wandte ich mich *Phantomiac* zu, drehte sie auf den Rücken und blickte in ihr blaugeschlagenes Gesicht. »Aufstehen!«

»Weg da!« war ihre leise, zornige Antwort. Ein undurchdringlicher Ausdruck lag in ihrem zerschundenen Gesicht. Ich wollte fast

meinen, es sei ein kaum merkliches Lächeln. Ihre dunkelblauen Augen waren von der Klarheit der Nacht nach einem Gewitter. Ein energisches Funkeln darin ließ mich aufmerken und ich ignorierte zunächst den Sanitäter, der neben mich getreten war.

»Wir unterhalten uns später!«, flüsterte *Phantomiac* zynisch und spuckte aus. Ich wartete noch einen Atemzug, dann zerrte ich sie ohne Ankündigung an ihren zusammengeketteten Armen in eine sitzende Position. Wie erwartet leistete sie keinen Widerstand und kam behende auf die Füße, als ich sie sodann trotz Dr. Alloisis lautstarker Beschwerde äußerst grob in eine stehende Position hievte. Dabei war ich näher an *Phantomiac* herangetreten, um die anderen gegen sie abzuschirmen, denn ihre Aggressivität war schwer abschätzbar und machte mich noch wachsamer.

Der Sanitäter hatte auf Geheiß des Doktors einen Rollstuhl herangeschoben. Meine Gegnerin hielt den Kopf nun wieder gesenkt, ihre Augen blickten geradeaus auf die Stelle, wo Larry gelegen hatte.

Ich dirigierte *Phantomiac* soeben in den Rollstuhl, da ging erneut die Tür auf. Michelle kam in den Raum geeilt, hielt aber inne, als sie meinen wüsten Blick bemerkte.

»Was ist los? Warum sind sie noch im Büro, Michelle?«, fragte ich gereizt, woraufhin alle zusammenzuckten. Meine Sekretärin riss erschrocken die Augen auf.

»Ich … äh … Mr Wilch lässt ausrichten, dass er nicht zur Besprechung kommen kann … er …«

Sie verstummte erschüttert.

Meine Güte, in dieser Einheit herrschte ja ein Ton! Weshalb war denn der Jack-Agent derart überspannt? Vielleicht hatte ich ihm zu fest gegen den Kopf geschlagen? Oder hatte er nun endlich begriffen, dass er das Leben und die Gesundheit seiner Leute riskierte, indem er mich hergebracht hatte.

Ich registrierte genau, wie er versuchte, die Situation unter Kontrolle zu halten. Sein Bemühen spiegelte sich in seinen äußerst beherrschten Bewegungen und seinem unterdrückten Zorn.

Er war durch und durch ein Kämpfer, und er hatte meine Nachricht an ihn sehr genau verstanden.

Der breitschultrige Sanitäter drehte seinen Kopf im Sekundentakt zwischen dem Jack-Agenten und der Michelle-Frau hin und her, die anderen Agenten waren ebenfalls sichtlich angespannt. Der Blick meines Gegners wanderte kurz zu mir, die ich zwar zerschlagen und blutüberströmt aussah, aber in seinen Augen trotzdem keinen invaliden Sonderstatus genoss. Er bedeutete dem Arzt und dem Sanitäter, sich zu gedulden und wandte sich an die zehn Versammelten.

»Jetzt nochmal für alle«, begann er streng. »Diese Frau« – er nickte mit dem Kopf in meine Richtung, ohne mich anzusehen – »ist äußerst gefährlich. Ich sage das, weil es um die Sicherheit aller in dieser Einheit geht. Verstanden?!«

Die Mehrheit nickte.

Der Jack-Agent fuhr fort: »Eben bei Larry war es mehr als deutlich, wie überlegen ihre Techniken sind. Sie ist in Nahkampfmethoden ausgebildet, die vermutlich die Vorstellungskraft der meisten in dieser Einheit übersteigen, und daraus ergibt sich folgende Dienstanweisung: Keiner – wirklich keiner! – begibt sich in ihre unmittelbare Nähe ohne vorherige Absprache mit mir. Ist das klar?«

Die Anwesenden schwiegen, nickten aber erneut synchron. Auch der Arzt wartete bewegungslos in der Tür, dass der Agent zu einem Ende kam.

»Ich werde die Verdächtige jetzt zur Erstversorgung bringen, derweil seht ihr zu, dass wir Klarheit über mögliche Zeugen des heutigen Tages und einen Überblick über die Datenströme rund um das Ereignis bekommen. Wenn es ein Netzwerk gibt, dann wird es wahrscheinlich in den nächsten Stunden reagieren. Das bedeutet **GNO** auf Dauerleitung und Spurensicherung zur Indizienlage am Tatort.«

Ich lauschte den Anweisungen meines Gegners, der allem Anschein nach eine führende Position innerhalb der ISA innehatte. Besonders erstaunte mich die nonverbale Kommunikation via Blicken und Gesten mit seinen Kollegen bei der Aufgabenverteilung. Es erinnerte mich an die Meetings mit der *Coregroup*.

Nach dem Ende der Besprechung erklärte der Bewaffnete, der

mir vorhin gedroht hatte: »Chief, ich werde noch zwei Kollegen holen, um Sie nach unten zu begleiten.« Damit warf er einen kurzen, bösen Blick auf mich und ging, ohne die Antwort des Angesprochenen abzuwarten. Dieser winkte die Frau namens Michelle heran, allerdings ohne hinzusehen. Dass sie dieser Aufforderung folgte, erschreckte mich. Ein derart diktierendes Gebaren würde ich mir nicht bieten lassen, auch nicht von einem Vorgesetzten.

»Michelle, was genau wollte Chen?«

»Mr Wilch ist noch auf dem Rückweg von Hongkong, Jack, er sagte, er würde sich gerne später noch mit Ihnen besprechen, wenn das geht.«

Der Agent blickte die Frau namens Michelle immer noch nicht an, obwohl sie ihren Blick von der Seite in ihn bohrte. Ich spürte seine Wachsamkeit. Ihm selbst schien sein ruppiges Verhalten ihr gegenüber erst bewusst zu werden, als diese Michelle einen Schritt auf ihn zu machte und fragte: »Was soll ich Herrn Wilch ausrichten?«

Nun blickte er sie an. »Sagen Sie Mr Wilch, dass ich heute keine Zeit mehr habe. Ich werde mich selbst mit ihm in Verbindung setzen, wenn ich absehen kann, wann wir mit dem Verhör fertig sind.« Er bemühte sich um ein Lächeln. »Sie können übrigens Feierabend machen.«

Die Frau namens Michelle verschwand daraufhin mit eiligen Schritten, in der Tür stieß sie beinahe mit dem Marine zusammen, der soeben mit zwei weiteren Kerlen vom Sondereinsatzkommando zurückkam. Einer von ihnen schaute ihr solange nach, bis er den Türrahmen durchschritt.

»Dann sind wir jetzt vollzählig«, wandte sich der Jack-Agent derweil an den Sanitäter.

Der weißgekleidete Mann nickte und schob den Rollstuhl vorsichtig Richtung Tür. Der Jack-Agent lief neben mir her, dabei behielt er meine Hände und Arme genau im Blick, und ich meinte förmlich lesen zu können, wie die Anspannung hinter seiner Stirn arbeitete.

Ich hatte unser Duell nicht für mich entschieden, aber das bedeutete nicht, dass der Kampf deshalb zu Ende war, und das schien ihm klargeworden zu sein.

Multiversum

Yamâja Qŭ'Aidarees schreckte derart abrupt aus ihrer Meditation auf, dass sie einen Moment lang glaubte, sie würde das Bewusstsein verlieren. Die Realität schwankte und dröhnte.

Für Sekundenbruchteile war sie der festen Überzeugung, ihre Haut bestünde aus geschmolzenem Eisen und ihre Eingeweide aus Stacheldraht. Ihre Existenz schien sie in ihrer Verwirrung und Schwäche, die übermächtig von ihr Besitz ergriffen hatten, zu verhöhnen.

Dann war der innere Terror mit einem Schlag vorbei.

Die Führerin der Forschungsstation atmete, langsam und tief, minutenlang, dem inneren Frieden dankbar ergeben. Wie eine überdimensionale leuchtende LED-Anzeige prangten vier Worte in ihrem Geist und begleiteten sie durch das Abklingen des Trancezustandes: *Er hat sie erwischt!*

Zunächst erfüllte es die silberhaarige Frau mit unerhörter Erleichterung, doch schon im nächsten Moment entfaltete sich ein zaghafter Zweifel in ihrem sensiblen Gemüt, und der Gedanke an Ichìndyll bohrte sich wie ein Stachel in ihren präzisen und scharfen Verstand.

Sie ertrug es nicht und öffnete nach einer Weile die Augen.

Die wattigweiche Energiekugel, die sie umschloss, fluoreszierte in einem sanften Reigen aus Grün- und Blautönen.

Ob einer der Mitarbeiter draußen ihren Schock bemerkt hatte?

Yamâja lauschte mit ihren erweiterten Sinnen und öffnete sich für ein Echo, doch es kam nichts zurück, nur die vertraute Schwingung der geschäftigen Seher im morphogenetischen Feld des Planeten. Yamâja Qŭ'Aidarees war allein mit ihrem Wissen, wie sie es die vergangenen zwanzig Jahre schon gewesen war. Obwohl sie **Seben Igib**, die Forschungsstation, und ihr Team sehr liebte, hatte sie es nicht fertiggebracht, auch nur einen ihrer Leute einzuweihen. Allein daran zu denken, was sie getan hatte, worauf sie sich eingelassen hatte, erschreckte sie zuweilen so tief, dass sie den Gedanken daran konsequent aus ihrem Geist ausschloss.

Und was, wenn sie sich geirrt hatte, wenn die damalige Entscheidung schlicht die falsche gewesen war?

Er hat sie erwischt!, säuselte ihr Verstand stur. *Und er hat damit Ichìndylls Prophezeiung vereitelt!* Du *hast sie vereitelt!*

Die silberhaarige Frau atmete bedächtig aus, sammelte sich und lenkte ihre Gedanken erneut zu diesem Tatbestand.

Es war unumstößlich.

Leqõrado Ammèsiah, ihr Proband und Freund, hatte das vollbracht, wofür sie ihn eingeschleust hatte. Damit hatte sie das Schicksal hintergangen und einen Plan zunichte gemacht, der vor Jahrtausenden entworfen worden war, eingraviert auf einem extraterrestrischen Artefakt auf Kaua'i.

Wieder musste Yamâja bedächtig ein- und ausatmen, um nicht überstürzt zu reagieren. Jetzt, da es so weit gekommen war, stritten in ihrem Innern die seltsamsten Gefühle um die Vorherrschaft. Ein leichter Schauder durchzog die schlanke, hochgewachsene Frau beim Gedanken an die gewaltigen und machtvollen Windungen des Schicksals, deren komplexe Muster heute ein Stück weiter ins Licht der Realität gerückt waren. Die Schöpfung zelebrierte in ihnen einen ihrer schwierigsten und zugleich ergreifendsten Akte, erschütternd und ehrfurchtgebietend zugleich, und Yamâja mahnte sich nachdrücklich zur Ruhe, während sie im Lotossitz in ihrem Energieballon schwebte, eingehüllt in das lebendige Bewusstseinsplasma des Sternentors **Lamlamchi**.

Obwohl Yamâja innerlich zitterte, fühlte sie zugleich eine neue Kraft, eine tiefempfundene Verantwortung, die ihr den Rücken stärkte und sie aufforderte, sich in diesem Wirbel des Schicksals zu ihrer ganzen Größe und Macht aufzurichten. Sie war auserwählt worden, Dinge einzuleiten und durch den Strom der Zeit zu steuern, weil sie die Strukturen von Raum und Zeit und deren Wechselwirkungen kannte. Es könnte gar nicht anders sein.

Yamâja senkte ihre Präsenz in alle Zellen ihres zwar nicht mehr jungen, aber dennoch ausgesprochen kräftigen und straffen Körpers.

»Muṣut gam fara'Māāt« – *relative Ursprungsordnung angemessen hergestellt* –, intonierte sie halblaut und gleichzeitig über ihren Geist, woraufhin sich die Plasmaenergieblase behutsam auf den Boden senkte und sich von oben her aufzulösen begann.

Yamâja ließ den Prozess der Loslösung aus dem Bewusstsein Lamlamchis mit halbgeschlossenen Augen ablaufen. Sie fühlte die Zeichencodes und Informationsgitter auf ihrer Haut prickeln, als sich das im Plasma konzentrierte Bewusstsein aus ihr zurückzog und ihren Körper wieder der Luft und seinem eigenen Selbst zurückgab.

Die Symbole, Geometrien und Zeichen, die alle durch Linien, kaum einen Drittelmillimeter dick, miteinander verbunden waren, zogen sich wie ein Webmuster über ihre Arme, Schultern und Brüste bis hin zum Solarplexus. Am Rücken um die Wirbelsäule schmückten sie ihre helle Haut wie ein feingewebter Schleier aus Licht und Formen, der sich zwischen den Schulterblättern zu einem dreidimensional anmutenden Mandala verdichtete, das mit seinem komplexen Muster und seiner Symmetrie an die modernen Mikrochips in der Computernanotechnologie erinnerte.

Die strahlend türkisfarbenen Tätowierungen waren aus speziell leitfähigen, kristallinen Elementen gefertigt und in ihrem Ausdruck Teil der uralten, universellen Geometrie, die den Kosmos mit all seinen Kreaturen verband. Auf Yamâjas Körper reichten sie in feinen Verästelungen bis hinunter zwischen ihre Beine, wo sie den Eingang zu ihrem Schoß zierten, und sie zogen sich in zwei Linien bis hinab zu ihren Füßen, wo sie ihre Sohlen fast vollständig bedeckten. Die winzigen, feinen Strukturen auf ihrer Haut reichten auf molekularer Ebene bis an die Ausläufer der Nervenenden und verstärkten somit die psycho-kinetischen Kräfte, die im Geist der Seherin wie ein sechster Sinn fungierten. Über diese geometrischen Schnittstellen konnte Yamâja ihre Gehirnwellen gezielt mit den Plasmastrukturen Lamlamchis synchronisieren.

Sie waren das wichtigste Werkzeug der Programmiererin, weil sie ihr den Zugang zum morphogenetischen Feld und zu den Gedankenströmen und Energieclustern von Lamlamchi erleichterten – jener unbegreiflichen Kreatur, die Dimensionsschleuse, Berggipfel und Hochleistungsrechner in einem war und deren omnipotenter Geist Yamâja in diesem Augenblick endgültig freigab.

Die zart bebende Spannung des fremden Bewusstseins verließ ihren nackten Körper mit einem leichten finalen Ruck, und die Führerin Seben Igibs ließ das Gefühl der Verbindung zur Ewigkeit noch einen Moment in sich nachhallen.

Dann erhob sie sich behutsam aus der Pose, in der sie über drei Stunden in Trance gesessen hatte.

An einem Haken neben der Kabine, in der die Lichtplasmakugel zu schweben pflegte, hing ein langes Gewand aus dickgewebter, azurblauer Seide, in das die Führerin nun schlüpfte, bevor sie langsam zu der breiten Fensterfront ihres sechseckigen Zimmers hinüberging.

Die späte Nachmittagssonne strahlte hell und wärmte Yamâjas Gedanken durch die dreifach isolierten Scheiben, welche die Räume der Forschungsstation vor der rauhen Kälte des tibetischen Hochlandes schützten.

Sie musste ihren Weg weitergehen, noch heute. Sie würde versuchen, Leqõrados Code zu entschlüsseln, um das Programm, das ihn glauben ließ, er sei ein Mensch, kollabieren zu lassen,

Die hochgewachsene Frau presste bei dem Gedanken, dies ihrem Probanden und Freund anzutun, ihre Zähne aufeinander. Sie hatte nie zuvor versucht, ein Programm, das auf eine vordefinierte Laufzeit festgeschrieben war, von außen zu beenden. Was, wenn es misslang und sie dabei irgendetwas in Leqõrados Geist zerstörte? Unweigerlich kam ihr Liźźana in den Sinn, und eine diffuse, kalte Angst packte die Programmiererin im Nacken.

Sie konnte auch noch warten mit diesem Eingriff … oft hatte es sich als ausgesprochen weise erwiesen, die Dinge sich in ihrem eigenen Tempo entwickeln zu lassen.

Zwar war sie eine Dimensionsspringerin, Weltenverbinderin und Bewusstseinsarchitektin, doch dem allmächtigen Schicksal vermochte selbst sie nicht beizukommen.

Was wenn sie sich mit Leqõrado verkalkuliert hatte und gar nicht er der Schlüssel war, den ihr die Visionen gezeigt hatten? Doch der **Gėshab** hatte mit seinen Fähigkeiten und seinem Streben exakt in das Gefüge gepasst, welches ihr das Schicksal als Ausweg aus einer sich im **Mísìth** anbahnenden Katastrophe gezeigt hatte. Ohne dass sie ihn dazu hätte drängen müssen, hatte er ihre Idee zu dem festen Programm unterstützt, hatte sich ohne Widerstände darauf eingelassen, und die Einzelteile ihres Plans hatten sich derart leicht ineinandergefügt, dass es keinen Grund gegeben hatte, an der Richtigkeit der Entwicklung zu zweifeln.

Vor ihrem inneren Auge lief die Begegnung mit Leqõrado vor

zwanzig Jahren ab, und genau wie damals empfand sie erneut jenes befreiende Gefühl, das sich eingestellt hatte, als sie begriffen hatte: *Er* war das fehlende Puzzlestück, das sie brauchte, um ein Unglück von ihrer beider Heimat abzuwenden.

Yamâja fühlte Schmerz aufsteigen, als sie mit einem Mal erkannte, dass sie begann, sich ihren Verrat zurechtzureden. Sie hatte eine Tochter der geheiligten Erdenhüter mutwillig in Gefahr gebracht und damit eine Schicksalslinie durchtrennt, die von uralten Mächten geknüpft worden war; Mächte, die sich nun wieder zu rühren begannen; Mächte, welche die Fäden des Schicksals als DNA in sich trugen.

Unwillkürlich musste Yamâja an Ꞗkĭsɑɳ Ϛɧíϛɧíɳ Mėɖɧĭ denken. Selbst nach all den Jahrzehnten war die Erinnerung an ihn von klarer Brillanz – unvermindert vereint mit dem Eindruck, dass er nicht der war, der er damals zu sein vorgegeben hatte. Die Forschungsstation Seben Igib, die das Sternentor Lamlamchi betreute, besaß in der Regel keine Befugnis, Raumreisende zurückzuweisen. Die **Sébin** wehrten sich natürlich bei gewaltsamen Übergriffen oder in offenkundigen Gefahrensituationen, aber Reisende ohne Verdacht von einer Ankunft auszuschließen verstieß gegen den Nichteinmischungskodex, dem sie alle verpflichtet waren.

Yamâja hatte damals, vor über siebzig Sonnenkreisen, als Ꞗkĭsɑɳ Ϛɧíϛɧíɳ Mėɖɧĭ aufgetaucht war, genau gespürt, welche unkalkulierbare Macht von dem überraschenden Besucher ausgegangen war; umso mehr hatte es sie verwundert, dass er an der Studie Seben Igibs teilnehmen wollte. Da keine Kriterien außer ihrer sonderbaren Empfindung dagegensprachen, hatte sie ihm ein Zehn-Jahres-Programm geschrieben, und Mėɖɧĭ hatte Seben Igib nach wenigen Tagen als Mensch verlassen, ohne dass sie hätte ergründen können, was sein tatsächlicher Antrieb und seine tatsächliche Herkunft waren. Wie alle anderen Probanden war er in sein menschliches Leben eingetaucht, ohne dass es Schwierigkeiten gegeben hätte. Doch nach dem Erlöschen seines Persönlichkeitsprogramms war er, zur Erschütterung aller in Seben Igib, von einer Stunde auf die andere untergetaucht. Seit jenem Tag war der sonderbare Besucher von ihrem Radar verschwunden. Etwa alle zehn Jahre machte er sich seitdem den Spaß und schrieb eine Postkarte von irgendwoher

auf der Welt. Sieben dieser netten, doch nutzlosen Beweise, dass Ꙗƙĭsɑɳ Ϛɧíϛɧíɳ Mėɖɧĭ noch am Leben und auf der Erde anwesend war, hingen über einem Board im sogenannten Requisitenraum der Forschungsstation.

Das Erstaunliche an dem »flüchtigen« Probanden war, dass er einen Weg gefunden hatte, sich mit seinem zwar abgeschalteten, aber auf sonderbare Weise selbstmodellierten Programm gegen einen Zugriff Seben Igibs zu schützen, was ihm eine übernatürlich ausgereifte Kraft seines Bewusstseins bescheinigte. Als Yamâja begriffen hatte, wie weit Mėɖɧĭs Macht reichte, war es bereits lange schon zu spät gewesen; er war verschwunden, untergetaucht in den Informationsclustern der irdischen Matrix. Ein solches Vorgehen widersprach den Grundsätzen von lösungsorientierter Zusammenarbeit und transparenter Interaktion, die im **Chõloai** die Basis für jedwedes Miteinander bildeten, und hatte dementsprechend alle in der Station schockiert.

Seit jenem Moment, als der Zugang zu Mėɖɧĭs Programm auf dem großen Beobachtungsschirm in Seben Igib erloschen war, wusste Yamâja mit Gewissheit, dass Mėɖɧĭ bezüglich seiner Herkunft gelogen hatte; und obwohl der abtrünnige Besucher ihnen seit Jahrzehnten weder Probleme bereitet, noch sich auffällig verhalten hatte, fragte sich die führende Programmiererin in diesem Moment doch erneut, ob sie nicht damals gegen den Vertrauensgrundsatz handeln und seine Informationen hätte überprüfen sollen.

Jeder, der aus einem Sternentor heraustrat, war zuvor irgendwo hineingegangen, und an diesem Punkt wurde jeder Reisende – sofern es sich um ein zivilisiertes Tor handelte – auf seine Absichten hin durchleuchtet. Dies infragezustellen kam einem Misstrauensvotum erster Güte gleich; und keiner hatte diesen Schritt damals in Erwägung gezogen, nur weil Mėɖɧĭ etwas sonderbar war. Und selbst wenn eine Prüfung stattgefunden hätte, wären sie auf seine Angaben angewiesen gewesen. Von Mėɖɧĭ war keine offensichtliche Gefahr ausgegangen, somit hatte kein Grund bestanden, ihn abzuweisen oder zurückzuschicken. Die gesamte Situation war in gewissen Aspekten unerhört frustrierend. Doch selbst wenn es sich anders verhielte und Mėɖɧĭ sich nicht entzogen hätte – ein Seufzer hob Yamâjas Brust – was würde das ändern?

Niemand konnte Mėɖĥĭ befehlen, zurückzukommen. Mit oder ohne Programm, er war gänzlich frei. Und er hatte offenbar großen Gefallen an der gegenwärtigen Welt gefunden, was auch immer sein genaues Ansinnen war.

Dieser Punkt in ihrem Gedankengang brachte Yamâja zurück zu Leqõrado, der sich als freies Wesen ebenfalls gegen ihren gefährlichen und frevlerischen Plan hätte entscheiden können, wenn sie ihn von vornherein eingeweiht hätte. Als Gėshab und vereidigter **Răchmāāt** besaß er einen fein ausgeprägten Sinn für richtig und falsch … und das unleugbare Vergehen in einem Fall wie dem ihren bestand nebst der Sabotage einer Prophezeiung darin, dass eine derart vehemente Aktivität extraterrestrischer Kräfte einen großen Eingriff auf der Erde darstellte.

Yamâja selbst konnte mit der Schmach leben, gegen einen der wichtigsten kosmischen Kodizes verstoßen zu haben – sie hatte im Laufe ihrer Existenz bereits tiefere und dunklere Jammertäler durchwandert; aber einen vermeintlich Unbeteiligten wie Leqõrado in ein Komplott dieses Ausmaßes zu verstricken, wäre ungleich schwerer und belastender gewesen, nicht zuletzt für ihn selbst.

Seben Igib war weder eine interstellare Einwanderungsbehörde für die Erde, noch war sie befugt, über die Entwicklung der anwesenden Populationen zu urteilen oder gar in sie einzugreifen. Die Seher und Programmierer Seben Igibs waren zwar dafür ausgebildet, im Bewusstseinsfeld des Planeten und in den Erinnerungsstrukturen von einzelnen Individuen und Gruppen zu agieren, doch dies war strikt auf die Umgebung der Probanden beschränkt. Die Menschheit musste sich auf ihre eigene Art und Weise entwickeln. Sicherlich könnten höher entwickelte Lebewesen von außerhalb diesen Prozess dramatisch beschleunigen und verbessern, aber darum ging es im Universum nun mal nicht.

Yamâja Qŭ'Aidarees wusste das sehr genau, denn sie war weit herumgekommen im gegenwärtigen Kosmos, und ein essentielles Gebot, dem sie sich verpflichtet hatte, als sie die Führung Seben Igibs übernommen hatte, war, darauf zu achten, dass weder ihre Mitarbeiter während der Arbeit noch die Probanden, nachdem sie die Studie beendet hatten, zu viel Einfluss auf das generelle irdische Geschehen nahmen.

Für ihr eigenes Vorgehen musste und würde sie Rechenschaft ablegen, aber sie konnte es anderen nicht abverlangen, den Kodex der Nichteinmischung auf die leichte Schulter zu nehmen. Deshalb hatte sie Leqõrado zu dem fixen Programm geraten. Sie hatte sicher sein wollen, dass er seine Aufgabe erfüllen würde, ohne sich selbst eines Bruchs des Nichteinmischungskodex schuldig zu machen, und doch war die Situation verfahren und voll gefährlicher Stolperfallen, denen Yamâja mit ihren Mitteln nur bescheiden würde beikommen können. Die Komplexität ihrer Überlegungen presste nach einer Weile unangenehm auf die Gedanken der Programmiererin, und mit einem Mal standen die Bilder der Vision, die ihrem Handeln zugrundelag, vor ihrem inneren Auge.

Die Führerin Seben Igibs schloss ihre ungewöhnlich hellgrauen Augen hinter den hellen Lidern mit den dichten weißen Wimpern und legte bedächtig ihre kühlen Fingerspitzen an ihre pochenden Schläfen. In ihrem Körper fühlte sie das Echo der Zeit, den Hauch der Ewigkeit in ihrer gegenwärtigen Form.

Sie war hier – Yamâja – und doch war sie vieles mehr.

Damals, vor über zwanzig Erdenjahren, hatte sie jene intensiven Visionen sofort als eine Botschaft aus einem anderen Jetzt erkannt. Bilder eines Lebens, das sie ebenfalls lebte, fern von hier in den verschachtelten Dimensionen des Kosmos, in ihrer Eigenschaft als multidimensionales Wesen.

Sie war viele – gleichzeitig und immer!

Wundersam berauschend und dennoch erschreckend in ihrer Komplexität, eine Wahrheit der Schöpfung, die kaum zu begreifen war: Zwei Zeitebenen berührten sich durch sie in der Vision. Beide hatten ihre Richtigkeit und beide wirkten ineinander und füreinander.

Welche Macht die Auflösung der schützenden Grenze zwischen den beiden Leben zustandegebracht hatte, wusste Yamâja nicht im Detail, aber sie wusste, dass dafür gewaltige Magie erforderlich war. Deshalb hatte sie die Visionen sehr ernst genommen und hatte ihnen insgeheim einen Teil ihrer Arbeit gewidmet, um dort zu helfen, wo ein Wesen *einstmals* oder *zukünftig* verheerend in den Strom des Schicksals eingegriffen hatte.

Trotz ihrer guten Intentionen gestaltete sich die vorherrschende Realität dennoch wie ein Feuerreifen, der wild um sie kreiste, und

es schien sich immer mehr herauszukristallisieren, dass es das Beste sein könnte, sich zunächst still in seiner Mitte zu verhalten, um sich nicht unsäglich zu verbrennen und womöglich ein Inferno zu entfachen, das weitreichende Schmerzen für alle mit sich bringen würde.

(...)

Interesse weiterzulesen?

Du kannst Kalte Gischt als Taschenbuch direkt beim Verlag bestellen. Innerhalb Deutschlands schicken wir dir das Buch versandkostenfrei zu.

Kalte Gischt steht außerdem als E-Book zur Verfügung.

www.**2044serie**.de

Kalte Gischt